



Heinrich Altherr

Die Sprache des Appenzellervolkes

Verlagshaus Schwellbrunn

BIBLIOTHEK

1-E / Nr. 497

Das Land Appenzell

Heinrich Altherr

Die Sprache des Appenzellervolkes

Erzählig: De goldig Schlössel

Verlag: Appenzeller Hefte Herisau

Alle Rechte vorbehalten - 2. Auflage 1973

Copyright 1964 by Verlag Appenzeller Hefte CH-9100 Herisau

Printed in Switzerland - Buchdruck - Offset Schläpfer & Co. AG Herisau

Die Sprache des Appenzellervolkes *

1. Einleitung

Die Eigenart unserer engern Heimat wird nicht nur durch ihre Landschaftsform und Siedlungsweise, durch ihre Geschichte oder durch ihr Brauchtum und ihre Sitten bestimmt. Die Einmaligkeit und das Kernstück jener Gefühlswerte, die wir allgemein als Heimat bezeichnen und die mit unserem Seelenleben am tiefsten zusammenhängen, wurzeln vor allem in der Sprache unserer Heimat. Jede Sprache ist wesentlicher Ausdruck der Fühl- und Denkweise ihres Sprachvolkes. Erst durch das wunderbare Mittel der Sprache lernen wir ein Volk in seinem seelisch-geistigen Raum und Wesen ganz kennen.

Das Verhältnis von Mensch und Sprache allgemein und dasjenige von Sache und Wort im besondern ist äußerst spannungsvoll und komplex und kann hier nur andeutungsweise erwähnt werden. Wir alle sind – stärker, als wir es gemeinhin annehmen – beeinflusst von unserer Muttersprache. Der Mensch ist geprägt durch die Sprache und braucht sie, um die Ergebnisse seines Denkens festzuhalten, darzustellen und andern mitzuteilen. Die Sprache ist Mitgestalterin unseres von den Vorfahren ererbten Weltbildes. Sprache ist nicht einfach ein mehr oder weniger zulängliches Mittel der Verständigung. Durch die Sprache wird menschliches Leben erst ermöglicht; sie bedeutet für den Menschen die Voraussetzung zur geistigen Bewältigung des Lebens und zur Erschließung der Welt; sie dient als Ausdrucksmittel menschlicher Innerlichkeit. Professor Hans Gonzenbach (1), (siehe Literaturverzeichnis S. 31) formuliert: «Ich und Umwelt, Innen und Außen verschmelzen sich in der Sprache je und je zur unerschöpflichen Fülle neuer Gestalten. Das Sprachvermögen ist die Beglaubigung des schöpferischen Menschenwesens.» – «In jedem Wort, das im Lebensvollzug immer aus einer Mitte heraus und auf ein Ziel hin gesprochen wird, in jedem satzmäßigen Sinnzusammenhang steckt eine bestimmte Sehweise, die gliedernd wertet.» Mit andern Worten heißt das, daß das Leben jedes Einzelnen, jede Gemeinschaft von Menschen und jede Kultur wesentlich getragen ist von der Sprache.

Der Mensch steht zwischen Sache und Wort. Im Worte greift er nach der Welt. Indem der Mensch aber nach den Dingen, Erscheinungen und Vorgängen dieser

* Vortrag im Zyklus «Das Land Appenzell» der Volkshochschule Herisau, 1963

Welt greift, muß er sie fortwährend formen, um sie begreifen zu können. Dazu braucht er das Gnadengeschenk der Sprache. «Im Anfang war das Wort.» – «Wenn das für Gott unumschränkt gilt, dann gilt es mittelbar auch für uns; denn wir sind Seines Geschlechts.» (Gonzenbach)

Viele Menschen unseres Jahrhunderts sind aus mannigfachen Gründen aus Bindungen, in denen sie früher in viel selbstverständlicherer Weise lebten, willentlich oder unwillkürlich herausgetreten, so zum Beispiel aus Bindungen der Familie, der Gesellschaft, des Religiösen und damit auch aus Bindungen der Heimat und des Sprachvolkes. Nun ist es aber so, daß sich kein Mensch aus dem Kräftefeld seiner eigentlichen Muttersprache herauswerfen lassen kann, ohne daß er an Geist und Seele empfindlichen Schaden nähme. Auch *unsere* Sprache ist ein geistiges Vätererbe, das wir zu wahren und reinzuhalten bestrebt sind – ein Erbe, das uns nicht nur verehrungswürdig sein sollte, weil es alt ist, sondern weil es das veranschaulicht, was unser eigentliches Wesen ist, und weil wir in ihm auch das anerkennen, was appenzellische Eigenart ist.

Obwohl ich von der Notwendigkeit der Pflege und Förderung unserer schönen Mundart überzeugt bin, gehöre ich nicht zu den Vertretern einer einseitigen mundartlichen Geheimbündelei. Des weitern hüte ich mich davor, die Mundart mit einer Sonntagnachmittag- und Heimatstilstimmung zu umgeben oder gar die Mundart gegen die Schriftsprache auszuspielen. Letzteres dürfte ich schon deshalb nicht, weil ich als Lehrer die Aufgabe habe, beiden Sprachen, die ja tatsächlich beide «unsere Sprachen» sind, Pflege und Förderung angedeihen zu lassen. Gerade aus meiner Schularbeit weiss ich, dass Mundart und Schriftdeutsch sich gegenseitig nicht schädigen, sondern vielmehr ergänzen. Und schließlich bekenne ich mich als nicht zu jenen Schweizern gehörend, die meinen, die Fahne der Mundart könne überall aufgepflanzt werden. Es wird in der deutschsprachigen Schweiz nun einmal auf zwei Klaviaturen gespielt. Je nach dem Wie, Wo, Was und Wem sollen Schriftsprache und Mundart abwechslungsweise verwendet werden.

So schien es mir beispielsweise angemessener, diese Schrift mit ihrem verhältnismäßig abstrakten Thema in schriftdeutscher Sprache abzufassen, statt die Mundart zu überfordern oder ihr einen Zwang anzutun.

2. Zur Frage nach der Herkunft der deutschen Sprache

Bei dem nun folgenden kurzen Ueberblick auf die Geschichte der deutschen Sprache kann es sich keinesfalls um eine ausführliche und wissenschaftlich einwandfreie Darstellung handeln. Die paar Hinweise auf wichtige sprachgeschichtliche Tatsachen und Begriffe scheinen mir zum bessern Verständnis des Folgenden nötig zu sein. (Es wurde hier weitgehend die Schrift: «Woher kommt unser Deutsch?» von Hans Wanner benützt (2).

Unser Deutsch und damit auch unsere Mundarten gehören der germanischen Gruppe des indogermanischen Sprachstammes an. Man weiß nicht genau, wann die Einheit der indogermanischen Sprache durchbrochen wurde. Vom Germanischen nimmt man an, daß es sich zwischen dem 7. und 5. Jahrtausend vor Christi Geburt losgelöst habe. Diese Loslösung war von starken Veränderungen des Lautstandes begleitet. Man spricht deshalb von der *ersten* oder *germanischen Lautverschiebung* und vermutet, diese sei im zweiten vorchristlichen Jahrtausend wirksam gewesen.

Das *Germanische* zerfällt in die drei Hauptgruppen des

Ostgermanischen (Gotisch, Burgundisch, Vandalisch), des

Nordgermanischen (heute noch fortlebend in den skandinavischen Sprachen) und des

Westgermanischen, das die größte geschichtliche Bedeutung hat und den Ausgangspunkt für das Deutsche, Englische, Holländische, Friesische und Flämische bildet. Im Zusammenhang mit der Herausbildung des Deutschen als Sondersprache des Westgermanischen vollzog sich im 6. und 7. Jahrhundert die *zweite* oder *hochdeutsche Lautverschiebung*, die in stark vereinfachter Form so dargestellt werden kann:

Germanisch p, t, k erscheinen althochdeutsch:

a) als ff, ss, hh (ch) im Inlaut nach Vokal:

englisch hope = deutsch hoffen

englisch water = deutsch Wasser

englisch make = deutsch machen

- b) als pf, ts, k (ch) in den übrigen Stellungen und in der Verdoppelung:
 englisch shrimp = deutsch schrumpfen
 englisch little = lützel (Lützelau)
 englisch heart = Herz

Den gesamten deutschen Wortschatz kann man einteilen in *Erb-, Lehn-* und *Fremdwörter*. Diejenigen Wörter, die unsere Sprache aus dem Germanischen oder Indogermanischen ererbt hat, nennt man Erbwörter. Mit den aus ihnen gebildeten Ableitungen und Zusammensetzungen machen sie den größten Teil auch unseres mundartlichen Wortschatzes aus. Viele andere Wörter jedoch stammen aus fremden Sprachen und wurden in vielen Fällen schon vor der zweiten Lautverschiebung aufgenommen, so daß sie sich in Lautform, Betonung und Biegung dem Deutschen angeglichen haben. In solchen Fällen spricht man von *Lehnwörtern*. Beispiele: (mit Lautverschiebung) Pfeife (lat. pipa), Schüssel (lat. scutella), sicher (lat. sucurus), Mauer (lat. murus) etc. Einer jüngern Schicht gehören an: Lampe, Lärm, rund, Teller (alle aus dem Französischen), Zucker (aus dem Italienischen), Grenze, Peitsche, Säbel (aus dem Slawischen).

Zur Gliederung des Deutschen: Das Gebiet, das sich der zweiten Lautverschiebung im 6. und 7. Jahrhundert gänzlich entzogen hat, nennt man *Niederdeutsch*, dasjenige, das sich ihr teilweise oder gänzlich unterworfen hat, wird als *Hochdeutsch* bezeichnet. Das Hochdeutsche seinerseits wird nach dem Grade, in dem die zweite Lautverschiebung durchgeführt erscheint, wieder eingeteilt in *Mittel-* und *Oberdeutsch*. Das Oberdeutsche wiederum gliedert sich in eine westliche Hälfte: das *Alemannische*, und in eine östliche: das *Schwäbisch-Fränkisch-Bayrische*.

Zeitlich unterscheidet man im Hochdeutschen die drei Epochen *Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch*. Die althochdeutsche (ahd.) Zeit wird gerechnet vom Beginn der schriftlichen Ueberlieferung im 8. Jahrhundert bis etwa zum Jahre 1100, die mittelhochdeutsche (mhd.) von da bis ungefähr 1500, wo die neuhochdeutsche (nhd.) Zeit beginnt.

Das Althochdeutsche ist einerseits dadurch gekennzeichnet, daß die 2. Lautverschiebung als vollendete Tatsache vor uns steht, und anderseits, daß die schwachtonigen Silben noch den ganzen Vokalreichtum aufweisen, z. B. ziagal. Die im Germanischen radikal verminderten Zeitformen werden wieder vermehrt um ein

neues Perfekt mit «sein» und «haben» und ein Futurum, das mit *sculan* (sollen) und *wellen* (wollen) gebildet wird. (Noch bei Luther: «Herr, bleibe bei uns, denn es *will* Abend werden.»)

Im *Mittelhochdeutschen* erscheinen verschiedene Wandlungen, deren Ursachen noch in die dem Ahd. vorangegangenen Epochen zurückreichen, als folgerichtig durchgeführt.

1. *Die Umlaute* von a, o, u, ou, uo zu ä (ä), ö, ü, öu, üe treten dann ein, wenn auf einen dieser Laute ein i oder j folgte; z. B. ahd. *gasti*, mhd. *geste*, nhd. *Gäste* oder ahd. *scôni*, mhd. *schoene*, nhd. *schön*.

2. *Die Nebensilben* verblassen gegen Ende des ahd. Zeitraums; die vollen Vokalfarben der Nebensilben werden mehr und mehr ersetzt durch das schwachtonige «e». Die meisten schweizerischen Mundarten haben den mhd. Lautstand bewahrt. Dem mhd. *î, û, iu* entspricht das schweizerdeutsche lange i, u, ü; und dem mhd. *ie, uo, üe* das schwd. *ie, ue, üe*.

Der Ausdruck *Neuhochdeutsch* wird in doppeltem Sinne gebraucht. Zunächst bezeichnet er den entsprechenden Zeitraum in der Entwicklung der hochdeutschen Dialekte; in diesem Sinne bilden die schweiz. Dialekte auch einen Teil des Nhd. Sodann wird der Ausdruck Nhd. auch ausgedehnt auf die Schriftsprache, die eben auf hochdeutschem Gebiet entstanden ist.

Wie unser Dialekt den mhd. Lautstand bewahrt hat, soll an drei zu Beginn der nhd. Zeit feststellbaren Lautverschiebungen gezeigt werden.

1. *Die nhd. Diphthongierung* besteht darin, daß die alten Längen *î, û, iu, (ü)*, zu den Diphthongen *ei, au, eu (äu)* erweitert werden. Mhd. *snîen* = nhd. *schneien*; mhd. *bûwen* = nhd. *bauen*; mhd. *iuwer* = nhd. *euer*. Oder: mhd. *lîb* = nhd. *Leib*; mhd. *hûs* = nhd. *Haus*; mhd. *fiur* = nhd. *Feuer*.

2. *Die nhd. Monophthongierung* bildet das Gegenstück dazu. Die mhd. Diphthonge *ie, uo, üe* werden zu den Längen *i, u, ü* vereinfacht: mhd. *lieb* = nhd. *lieb*; mhd. *bruoder* = nhd. *Bruder*; mhd. *brüeder* = nhd. *Brüder*.

3. *Die nhd. Dehnung* bewirkt, daß alle bisher kurzen Vokale in offenen Haupttonsilben gedehnt werden:

mhd. sāgen = nhd. sāgen; mhd. lēben = nhd. lēben; mhd. sīben = nhd. sieben. Ferner werden die Verbindungen sl, sm, sn, sw, sp, st im Anlaut zu schl, schm, schn etc. entwickelt. Und schließlich zeigen die starken Verben im Mhd. in der Vergangenheit je eine besondere Ablautstufe für Ein- und Mehrzahl. Beispiele:

mhd. ih reit – wir riten

nhd. ich ritt – wir ritten

mhd. ih verlôs – wir verlurn

nhd. ich verlor – wir verloren

mhd. ih half – wir hulfen

nhd. ich half – wir halfen

3. Streiflichter zur Geschichte der Sprache in der Schweiz

In seinem Vortrag «Ein Jahrtausend Geschichte der Sprache in der Schweiz» umreißt Prof. Stefan Sonderegger (3) die sprachliche Situation der Schweiz im Altertum in folgender Weise: «Seit der Urzeit ist in der Südost-, Südwestschweiz und zum Teil in den Alpen vielleicht mit dem Volk der *Ligurer* zu rechnen, also mit jenem antiken Randvolk Oberitaliens, dessen Spuren bis an den Alpenrand hinaufreichen.» Als zweiten Volksstamm nennt Sonderegger die seit 800 v. Chr. im östlichen Teil des Landes heimischen *Veneto-Illyrier*, die aus dem östlichen Mitteldeutschland kommen und indogermanischer Herkunft sind. Eine dritte und vierte Schicht bilden sodann die *Kelten* (Helvetier, Rauriker usw.) und die *Etrusker*, welche letztere durch archäologische Funde ab 400 v. Chr. in Graubünden und im Tirol gesichert sind. Schließlich beginnt seit dem 1. Jahrhundert v. Chr. mit der Herrschaft der *Römer* die Romanisierung des Landes.

Da die heutigen schweizerischen Mundarten auf das Mittelalter zurückgehen, muß zweierlei festgehalten werden:

1. Die ältern Sprachschichten wie z. B. Keltisch und Illyrisch sind durch die Romanisierung gleichsam überdeckt worden, so daß das Gebiet der heutigen Schweiz «vor der alemannischen Besiedlung und sie ausgenommen beim Beginn des Mittelalters ein im wesentlichen romanisches Gepräge» zeigt. (Sonderegger)

2. In der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts erfolgt die Einwanderung der Alemannen von Norden her über den Rhein. Damit beginnt die bedeutungsvolle Auseinandersetzung Germanisch/Romanisch, «welche nachgerade die Struktur der heutigen Schweiz als germanisch/romanische Durchdringungszone im Alpenraum be-

stimmt... In dieses zwar durch manche Züge früh romanisierter germanischer Schichten geprägte Gebilde schob sich und schiebt sich etappenweise seit etwa 1500 Jahren das Alemannisch-Deutsche im Zuge einer fortschreitenden Siedlerbewegung von Norden über den Rhein zu den Alpen, ja stellenweise weit über den Alpenkamm hinaus: das Alemannische, das in seiner südalemannischen Ausformung zum Schweizerdeutschen und zur verbreitetsten Sprache der Schweiz geworden ist.» (Sonderegger)

Als Vater des schweizerischen Mundart- oder Regionalschrifttums bezeichnet Prof. Sonderegger Notker den Deutschen, der ums Jahr 1000 im Kloster St. Gallen lebte, und dessen Sprache «bis in Einzelheiten des Wortschatzes – und was die Altertümlichkeit der Laute und Formen betrifft – gerade in den schweizerdeutschen Mundarten» fortlebt.

Daß unsere Mundarten trotz all der romanischen Einflüsse und trotz der allerdings erst viel später (16. Jh.) einsetzenden Angleichungstendenzen an das Neuhochdeutsche sozusagen auf der Stufe des Mittelhochdeutschen des 13. Jahrhunderts oder in den südlicher gelegenen Alpentälern sogar auf der Stufe des Althochdeutschen des 9. und 11. Jahrhunderts stehen geblieben sind, zeigen folgende Vergleiche:

Eine Stelle aus Notkers Fassung des 120. Psalms

Althochdeutsch ums Jahr 1000

Ih sah ûf an die berga,
dannan chûmet mir helfa.
Fóne Góte chûmet mir helfa,
der dir himel unde erda tetā.

Walliser Mundart, Staldenried

ich lüegä ambrüüf ze Bäärgu,
van denä chunnt mir Hilf.
Vam Herrgott chunnt mir Hilf,
der Himil und Aeärä ärschaffu het.

Minnelied des Werner von Tegernsee

Mittelhochdeutsch 12. Jahrhundert

In der Originalfassung:

Dû bist mîn, ich bin dîn:
des solt dû gewis sîn.
du bist beslozzē
in minem herzen:

Uebersetzt ins Normalschweizerdeutsche:

Du bischt miî, ich bi dii:
das sölscht du gwüss sii.
Du bischt bschlosse
i mim Herze.

verloren ist das slüzzelin:
du muost immer drinne sîn.

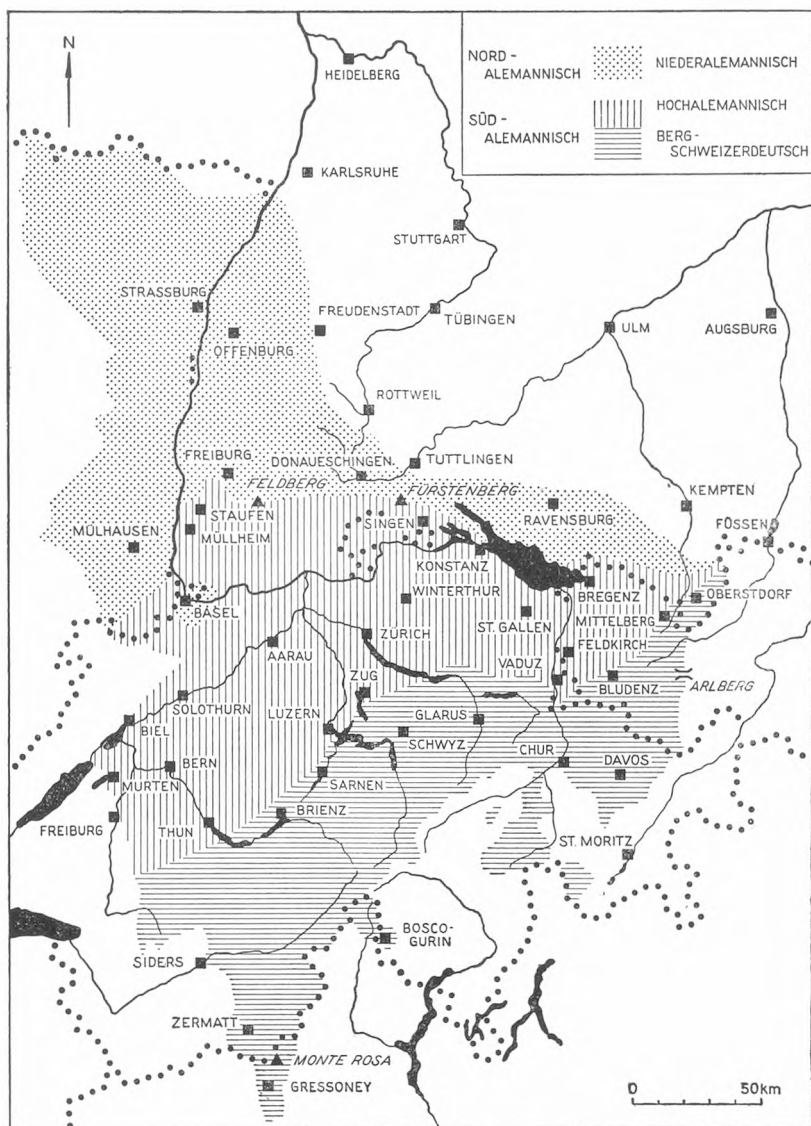
Verloore ischt das Schlüsseli:
du muescht immer drin sii.

(Beide Beispiele aus: Stefan Sonderegger «Ein Jahrtausend Geschichte der Sprache in der Schweiz».)

Dazu bemerkt Sonderegger: «Der sprachliche Weg der Schweiz ist somit, was das Deutsche betrifft, nicht so sehr Absonderung vom Gesamtdeutschen, wie man oft gesagt hat, sondern Retardation in der Entwicklung, Bewahrung vieler Altertümlichkeiten im Wort- und Formenschatz und – neben einigen sprachlichen Neuerungen – auch Aufnahme bedeutender Romanismen.»

4. Gliederung der schweizerischen Mundarten

Die meisten schweizerischen Mundarten gehören zum sog. Hochalemannischen, dessen Hauptmerkmal das *ch* statt des hochdeutschen *k* ist, also Chueche für Kuchen. Nur in den Gegenden von Chur und im obern St. Galler Rheintal, wo früher romanisch gesprochen wurde, ist das weichere *gg* dem *k* nicht gewichen, z. B. «Wagghoschtet de Gghöhl?» Die Stadt Basel, wo man statt wie bei uns «Chend» «Kind» sagt, gehört zusammen mit dem Elsaß zum Niederalemannischen. Auch das Appenzeller Vorderland, der «Khurzeberg», gehört, wie schon dieses Wort sagt, tatsächlich zum Gebiet nördlich dieser «*k–ch*»-Grenze. Der nördliche Teil des hochalemannischen Gebiets hat die Diphthongierung von ahd. *î*, *û*, *iu* durchgeführt: *snîen* = schneien, *bûwen* = bauen. Der südliche Teil, den man deswegen als Höchstalemannisch bezeichnet, hat sogar in dieser Stellung die einfachen Längen bewahrt. Auch im Appenzeller Hinterland sagt man heute noch «schniie, buue, nüüi Erdepfel». Eine weitere Grenze ergibt die Entwicklung des ahd. *â*; in der nördlichen Hälfte spricht man *a* («Straass»), südlich davon «Strooss». Die Behandlung der Mehrzahlendungen im Präsens trennt die schweizerischen Mundarten in ein West- und Ostgebiet. Im Osten spricht man «mer böndid», im Wallis «mer bindu, ihr bindet, si bindund». Im Schaffhausischen, im Thurgau, Rheintal und im Appenzellerland wurde aus dem ahd. *ei* je nach Gegend *a* und *o* (offen), z. B. Teil: Tool, Toal, Tääl. In seinem Mundart-Lesebuch «Holderbluescht» setzt Georg Thüner (4) als weiteren grenzbildenden Ausdruck zwischen Hoch- und Höchst- oder Bergalemannisch das Wort «Hore»/Horn. Des weiteren zitiere ich von dort folgende Stelle: «Waren das



Klischee aus «Holderbluescht», alemannisches Mundart-Lesebuch, herausgegeben von Georg Thürer (b. Langewiesche-Brandt und Sauerländer).
 Vom Verlag H. R. Sauerländer, Aarau, in verdankenswerter Weise zur Verfügung gestellt.

Ahd. und das Mhd. Schriftsprachen, denen oberdeutsche Mundarten zugrunde lagen, so baute Luther seine Bibelübersetzung und damit sein Neuhochdeutsch auf der sächsischen Kanzleisprache auf, die in einer mhd. Mundart wurzelte. Das Nhd. verdrängte das seit dem Hochmittelalter geschriebene und am Ende des Spätmittelalters auch gedruckte Alemannische aus Kanzleien und Buchdruckereien, von der Kanzel und aus der Schulstube. Dieser Vorgang begann in der Mitte des 16. Jahrhunderts und war in der Mitte des 18. Jahrhunderts abgeschlossen. Im freien Gespräch aber lebte die Mundart kräftig weiter, und so ergab sich in allen alemannischen Ländern das Nebeneinander zweier Sprachen: Die neuhochdeutsche Bildungssprache wurde gelehrt, gepredigt, geschrieben und gelesen, während die Mundart als eigentliche Muttersprache im trauten Kreis gesprochen und mitunter auch gesungen wurde.»

5. Die qualitativen, quantitativen und dynamisch-akzentischen Eigentümlichkeiten unserer Mundart

Mit diesem Kapitel nähere ich mich dem eigentlichen Thema, der Sprache des Appenzellervolkes. Wenn man ein Bild vom Wesen einer bestimmten Mundart gewinnen will, müssen neben den wichtigsten Lautgesetzen auch die qualitativen, quantitativen, dynamischen und akzentischen Eigentümlichkeiten betrachtet werden.

A. Die qualitativen Eigentümlichkeiten

Die Vokale:

- a das reine, hohe, kurze a, wie in Land, Schale, wale
- â das reine, hohe, lange a, wie in Bad, schad, e Paar
- â das lange ä, wie in schwää, Häämet, Fähler, hääter
- ä das hohe, kurze ä, wie in späre, chärele, Närrli
- é das hohe, kurze e, wie in Egg, schmecke, legge
- ē das hohe, lange e, wie in meh, eerber, Schnee
- è das tiefe, kurze e, wie in were, jo weleweg, Schelfere
- è das tiefe, lange e, wie geern, vorfeern, bleegge

- ē das tonlose, abgestoßene e, wie in Nebeli, Geged, abezoge
 í das hohe, reine, kurze i, wie in Bibeli, Gischpel, rischple
 ī das hohe, reine, gedehnte i, wie in Fliiss, Siī, chliī
 ie das in e überschlagende mittellange i, wie in Tier, niene, Ried
 ó das reine, kurze o, wie in globe, Sole, holo
 ō dasselbe, aber gedehnt, wie in Schooß, Loobe (Chue), Brood
 ò das tiefe, kurze o, wie in nodere, Chrott, Holder
 ȝ das tiefe, gedehnte o, wie in Blookere, blooge, Strooß
 ö das helle, kurze ö, wie in lösche, Mösch, i hett söle
 ȝ das helle, gedehnte ö, wie in Glöör, föörbe, Sörpfe
 ȝ das dunkle, kurze ö, wie in zönde, Hönd, lömmer
 ȝ das dunkle, gedehnte ö, wie in tööre, Chöörb, göörpsle
 ū das kurze, helle u, wie in schudere (Waldstatt), Guttere (Vorderland),
 schulech (Hinterland)
 ū das lange, helle u, wie in schuulig, Huus, pfuuse
 ue das kurze, dunkle, in e überschlagende ue, wie in Schuemacher, Ueli
 etwas länger, sonst dasselbe, wie in fuere, Wuer, gnuog
 ü das kurze, helle ü, wie in Trüppeli, hüngrig, nütz
 ü dasselbe, aber gedehnt, wie in Füür, Hüüsli, grüüsig
 üe das kurze, dunkle, in e überfallende üe, wie in Schüeler, Früelig, chüechle

Die meisten *konsonantischen* Eigentümlichkeiten hat der Appenzeller mit den übrigen Schweizerdialekten gemein. Das dem Schriftdeutschen fehlende harte, kehlige, ganz hinten im Gaumen gebildete ch, wie in Chrescht, Chraft, lächle, spricht man bei uns besonders nach kurzen Selbstlauten besonders kräftig, eigentlich wie ein Doppellaut, z. B. in bachche, richchte, Rechche. Das Gleiche gilt vom sch, wie in Wöschsch (aber Wösch), of de Hohe Luschsch (aber ruusche). St wird immer, auch im In- und Auslaut, als scht, ebenso wie sp als schp, wie in loschtig, Raschple gesprochen. Zischlaute und Konsonantenhäufungen kommen überhaupt sehr oft vor. Aeltere Appenzeller sagen noch deutlich gglobe, das heißt sie schärfen in gewissen Fällen das g am Wortanfang. Und schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß d und b meistens als T und P, wie in Tach, Teckl, Puur, Poorscht gesprochen werden.

B. Die quantitativen Eigentümlichkeiten

Im allgemeinen spricht der Appenzeller mehr kurze als lange Laute und Silben. Die Bezeichnungen «kurzer Laut», «langer oder gedehnter Laut» sind ungenau. Wenn für einen kurzen Laut die Größe 1 angenommen wird, so gelten für lange Laute praktisch die Größen 2, 3 bis 4. Während ein kurzer Laut, wie etwa in regele mit dem Chronometer kaum mehr gemessen werden kann, dauert ein mittellanger Laut etwa $\frac{1}{5}$ Sekunde, ein sehr stark gedehnter Vokal vielleicht $\frac{2}{5}$ bis $\frac{3}{5}$ Sekunden, z. B. godere, Goofe, goope. Sehr kurz ist «i» z. B. in «Böebli», länger in «iiträäge», noch länger in «Wiii».

C. Die dynamischen und akzentischen Eigentümlichkeiten

auch unseres Dialektes können kaum mit präzis umrissenen Regeln und Gesetzen definiert werden, weil sie weitgehend vom Temperament und der jeweiligen Gemütsverfassung des Sprechenden abhängen. Des weitem stehen die Betonung eines einzelnen Wortes und der Verlauf einer ganzen Satzmelodie in engstem Zusammenhang mit dem nach Aussage verlangenden Gesamtinhalt des Empfundenen oder Gedachten. Von Fall zu Fall nimmt der seine Alltagssprache natürlich und unverbildet Sprechende aus einer Reihe von vorgeprägten Bildern und Bildelementen, die durch eine schwer erklärbare Folge von klanglichen Merkmalen aufgerufen werden können, *jene* in eine Gesamtklanggestalt auf, die zum musikalischen Ausdruck des ausgesagten Inhalts geeignet sind.

6. Die Appenzeller «singen» beim Sprechen

Aus Abschnitt 3 geht hervor, daß unsere Mundarten viel romanisches Sprachgut enthalten. Daher läßt sich auch die singende Sprechweise der meisten Schweizer erklären. Unsere Dialekte haben schon sehr früh das musikalischere Akzentsystem der romanischen Nachbarsprachen übernommen. Besonders auffällig ist dieses «Singen» bei den Glarnern, Innerschweizern und Appenzellern. «Schweizerdeutsch ist bis zu einem gewissen Grade ein Deutsch mit romanischem Akzent.» (Sonderegger)

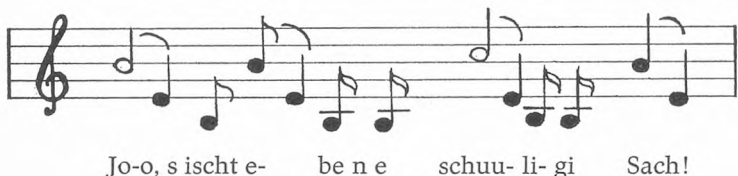
Als Hauptgesetz der Tonbewegung innerhalb eines gesprochenen Satzes gilt, daß stark betonte Silben den höhern, neben- und unbetonte Silben den tiefern Ton

tragen. Bei stark «singenden» Personen erstreckt sich der Stimmumfang über mindestens zwei Oktaven. Entsprechend den großen Unterschieden in der Betonungsstärke können auch die einzelnen Tonschritte sehr große sein:

vorwurfsvoll, schnell (5)



Verstärkt wird der Eindruck der «singenden» Sprache noch dadurch, daß hauptsächlich gedehnte einsilbige Wörter (z. B. wohr, Huus, geed) mit einem zweigipfligen Akzent gesprochen werden. So ergeben sich in der Tonbewegung auf demselben Vokal eigenartige Schleiftöne, wie folgendes Beispiel (5) zeigen mag:



Wie unter dem Einfluss verschiedener Affekte die Tonbewegung eines Satzes sich verändert, zeigt Titus Tobler (6) mit folgendem Beispiel:

lebhaft, jedoch nicht leidenschaftlich



enthusiastisch, mit Nachdruck auf dem «glob»



I glob es nüüd.

leicht ironisch, als wüßte ein anderer von selbst, daß man so etwas nicht glauben würde



I glob es nüüd.

7. Einige Lautgesetze des Appenzellerdialektes

Wer ein genaueres Bild vom Wesen einer bestimmten Mundart gewinnen will, sollte ihre wichtigsten Lautgesetze kennen. Wir Appenzeller befinden uns da in einer geradezu beneidenswerten Lage, seit wir die großartig angelegte grammatische Darstellung der «Orts- und Flurnamen des Landes Appenzell» von Prof. Dr. Stefan Sonderegger (7) besitzen. Natürlich handelt es sich bei diesem sprachwissenschaftlichen Werke, dem rund 6000 Ortsnamen mit über 40 000 ältern Belegformen zugrunde gelegt sind, um eine Arbeit, deren Studium nicht jedermanns Sache sein kann. Prof. Sonderegger gedenkt, diesem 1. Band noch einen 2. Band, nämlich ein «Historisches Ortsnamenbuch des Landes Appenzell» sowie einen 3. Teil folgen zu lassen, in dem er das Namensgefüge mit Problemen der Siedlungs-, Agrar- und Naturgeschichte, der Volks- und Heimatkunde im Sachzusammenhang darstellen will. Nach Abschluß dieser Riesenarbeit werden wir Appenzeller uns eines Werkes rühmen können, das kein anderer Kanton in ähnlicher Form und Reichhaltigkeit

besitzt und das spätern Forschern auf dem Gebiete der Namenkunde und der Mundarten in vorbildlicher und grundlegender Weise dienen wird.

Wenn ich Ihnen jetzt einige der einfachsten und sinnenfälligsten Lautgesetze, denen auch unsere Mundart unterliegt, an wenigen Beispielen demonstriere, so kann dies selbstverständlich nur in sehr vereinfachender und unsystematischer Weise geschehen. Wie andere schweizerdeutsche Dialekte hat auch unsere Mundart den vor etwa tausend Jahren geltenden Lautstand bewahrt: Wie im Alt- und Mittelhochdeutschen sprechen wir mit langem Stammvokal Muus, Müüs, Füür, schriibe, Liib; schriftsprachlich sind diese einfachen Laute längst zu Zwielaute geworden: Maus, Mäuse, Feuer, schreiben, Leib. Andererseits hat unsere Mundart alte Diphthonge (Zwielaute) beibehalten, die von der Schriftsprache im Laufe der Zeit monophthongiert worden sind: goet (guet), Moetter (Muetter), Bsuech, müed zu gut, Mutter, Besuch, müde. Des weitern führt die Appenzeller Mundart noch die kurzen, offenen Laute, wo die Schriftsprache Dehnungen kennt: Vogel, Ofe, Müli für Vogel, Ofen, Mühle. Ein weiteres Merkmal sind die sog. «Ach-Laute», die wir Appenzeller — wie vorhin schon kurz erwähnt — stark kehlig sprechen und besonders heftig krachen lassen, wenn sie nach kurzem Vokale folgen: bachche, stechche, verlochche, während sie nach langgesprochenen oder diphthongierten Lauten weniger hart tönen: chiiche, Cheerche, sueche, chüechle.

Ein gewisses Uebergewicht der Mitlaute über die Selbstlaute verleiht dem Appenzellerdialekt etwas Herbes und eher Hartes. Besonders auffällig wird das durch das häufige Auftreten von Affrikaten (Reibelauten): pf und tsch — schlääpfe, chlepfe, latsche, Pflotsch. Was würde beispielsweise ein Frankfurter verstehen unter der Lautfolge «*Etzheshmerschveschrenzt*»? Dadurch, daß viele Wörter und Wortfolgen durch das Wegfallen unbetonter Vor-, Zwischen- und Nachsilben als ein Gerippe überwiegend konsonantischer Lautung erscheinen, wird dieses Merkmal noch erheblich verstärkt.

Eine weitere Form der Konsonantenhäufung entsteht durch die sog. *Assimilation*. In Wortbildungen wie «Semf», «Jümpferli», «Goggrüezi» bewirkte eine gewisse Sprechträgheit, daß benachbarte Laute einander angeglichen wurden und ineinander übergriffen. Auch das Gegenstück zur Assimilation, die *Dissimilation* (Ausstoßung von Lauten) kennt der Appenzellerdialekt: «Hampfle», «Ärvel», «göm-

mer», ammene» usw. Die Probleme von assimilierender und dissimilierender Konsonantenhäufung ließen sich auch dort vielfach nachweisen, wo Wörter je nach Bedeutungs- und Gefühlston verschieden ausgesprochen werden: «Hönd *ehr* en gseä?» oder «Hönder en gseä?» oder: «Magscht no *meh*?» aber: «Nää, i mag nomme.»

Wichtig auch für unsern Dialekt ist die *Hiatusdiphthongierung* (Hiatus = das Zusammentreffen zweier Selbstlaute im Wortinnern, weniger häufig auch am Silbenende). Während man in Waldstatt, Urnäsch, Schwellbrunn noch sagt: «Buumeischer, Suustall, schniie, rüüe, nüü Erdepfel», spaltet sich weiter nördlich und östlich «Suu» zu «Sau», «nüü» zu «neu», «drüü» zu «dreu» und «Chnüü» zu «Chneu», «Driier» zu «Dreier». Nach Prof. Sonderegger tritt in Ortsnamen die Hiatusdiphthongierung erst im 17. Jahrhundert auf. 1652 heißt es z. B. erstmals «ob dem Sturtzenegger Weyer», früher sprach und schrieb man «Wyer». Auf einige weitere lautgesetzliche Besonderheiten komme ich zurück bei der Charakterisierung der Hinter-, Mittel-, Vorderländer und Innerrhoder Sprechweise. Abschließend sei nur noch darauf hingewiesen, wie reizvoll wir den Konjunktiv des Imperfektes bilden: «I miech, muech, müech; i chääm, chiem, chuem; i gieng, gäängt oder guengt; i gääb oder gueb». Genau wie im Schriftdeutschen sind diese schönen, wohlklingenden Formen leider aber mehr und mehr im Schwinden begriffen.

8. Die Mundarten Innerrhodens, des Hinter-, Mittel- und Vorderlandes

Wenn ich nun näher auf die einzelnen Mundarten der beiden Halbkantone eintrete und dabei die vier Gruppen Hinter-, Mittel-, Vorderland und Innerrhoden bilde, so ist auch das wieder sehr ungenau, weil von Dorf zu Dorf, ja von Dorfteil zu Dorfteil deutliche Unterschiede bestehen.

a) Die *innerrhodische Sprechart* ist die älteste und wohl auch am reinsten erhaltene. Der Innerrhoder spricht ziemlich schnell und besonders melodisch. Er näselt gerne und spricht verschiedene Laute ähnlich wie der Franzose, z. B. «taaze», «Doof», «i meenes», «me chööd». Für ei in den Endsilben spricht er ä: «Grechtigkät», «Obrigkät» oder eher «Oberkät». E spricht er in vielen Fällen als ö, z. B. Gsöll, höll. Der Innerrhoder läßt mehr Konsonanten wegfallen als der Außerrhoder, z. B. «Beg»,

«i mekes», «mer gööd», «mer hööd». Im übrigen weicht die Sprechweise der sog. Oberdorfer, das heißt der Leute vom «Dorf an der Sitter» nach aufwärts, wesentlich ab von derjenigen der Gegend von Haslen oder der Gontner. Früher wenigstens sagten die Haslener und Gontner Suu, buue, truue, nüü, die Oberdorfer aber Sau, baue, traue, neu.

Mundart von Innerrhoden (Appenzell)

Em letschte Sonntig im Hebschtmoned goht alls im Land a d Hoferchülbi. Seb Johr iss en prächtege Tag gsee, ond die Buebe ond Meedle sööd scharewiis em Doof zue zoge. Au vo Goonte her lauft en gaaze Schopl de Landstrooss noi. S Sefeli ischt au debei gsee; i ehrem höbsche, fabege Trächtli hets gär neckig dreegseä. Di goldblonde Chruseli heed loschtig vom Stoffelchäppli vöreggugged, ond di blaue Auge heed gglinzeled wie zwee Steene. Het die Buebe ond Meedle scho of em Weg e löschtegi tunkt, ond si heed kum möge gwaate, bis s heed chöne taaze. D Zöchesch Mile het mit ehrne gloggehölle Stimm e glunges Tratzliedli gnoh; die Pääli heed denand iighenkt ond de gaaz Weg vespeit. Vo ale Siite ischt Gaschtig is Doof choo. Os ale Weetschafte het löpfegi Musig gchette. Wo die Goonter Taazlüüt d Sandgrueb uuf sööd, cheit ehre os em Pfaue e Walserli entgege. «Nüd au Mile, me gööd wider in Pfaue, ischt doch a de Narregmeend malefiz loschtig gsee», säät s Sefeli. Die Buebe ond Meedle sööd iiverstande gsee. Si hets waul chöne verstole ha, wer as im Pfaue of si waati.

Di eene heeds denn natürlig wädli gmeckt. Kum sööd s i de Stobe inn gsee, jockt de Seff uuf ond springt of sis Meedli zue. «Chööd ali a min Tisch, het no Blatz», säät er. Si Sefeli häbt er, ebs em di neechscht Stond wet gstole weede. S Mocke Sefeli ischt root woode bis onder d Hoolöck ond hed recht bschäädelig tue. D Musikante heed d Ingschterement gstimmt ond e recht e zögigs Walserli gnoh. «Gohscht mer au dreu?» fragt de Seff manierlig. «Wie chascht au froge, Seff, di gaaz Woche ha n i d Stonde zöllt», get em si Meedli zor Antwort (8).

b) Die *hinterländische Sprechart* bemüht sich, weniger ausgeprägt allerdings als das Innerrhodische, sich gewisser Konsonanten zu entladen; namentlich die Doppelkonsonanten ll und nn werden abgeschwächt, so daß es heißt: z Urnäsch hene heds Hene, de Hond beled, d Senehönd *belid* ond triibid d Chüe zom Brone n ane.

Hinterländisch ist ferner: drüü, Chnüü, süü, weire, zeire, Zei, mäae. Die Endsilbe der Eigenschafts- und Umstandswörter ist oft ch, z. B. schülech, ordlech, fröhlech. In Waldstatt traf ich oft ältere Leute, die das ll nach i und e in gewissen Wörtern deutlich mouillierten, z. B. Millimeter, hell, gell.

Mundart des Hinterlandes (Herisau)

Nei gwöss, so wie min Fründ, de Leberle z Amerika, het niemert di ganz Johrmart-herrlichkeit kennt ond gnosse. Scho drii Woche vorane ond zwoo dröberabe ischt ken andere Gedanke i sim Chopf ine gstecket, ond üüs Gspane het er allizeme mit siner Begeischerig aagsteckt. «Du, Leberle, gets hür vil Bude?» — «Gell Leberle, mer gönd denn mitenand!» — «Leberle, was für en Zirkus chont damol?» — De Leberle het aber gad d Achsle zockt ond ischt nüd recht usegrockt mit de Sprooch, wie wenn er en Gmändrot wär, wo sött e n Uuskunft gee, ond sät, es tüeg em läd, er chönn nüd diene; es sei halt e n Amtsgheimnis.

Bi ale Fuermane het er si i dere Zit aagfründet, dass er zerscht ine wer, wenn s müeset d Komediwäge vo Flowil ufe füere ond wie menge ond mit wie mengem Ross. Ond denn ischt er ene bis of Goosse abe entgeggsprunge ond mer andere Buebe zwee, drii Schrett henedree. Ond gspässig isch gsee: Wenn mer gwönderig üseri Nase i n ali Schronde ine hend wele stecke, so hend üs d Komediantelüüt bös eweg gjagt ond de Hond agräät; aber de Leberle het töre met ene plaudere, wie wenn em ali alti Bekannti wäret. Zwüschet de wiisse Vorhängli vom schönschte Salonwage het en e Chruselchöpfli ase früntli aaglachet, üserän het gment, me wär im Himmel; aber gege mi — es b'elendet mi jetz no — hets gad d Zunge n usegstreckt, so wiits het chöne (9).

c) *Die mittelländische Sprechart*, gesprochen im Raume zwischen Rotbach, Sitter und Goldach, kennt in den Gemeinden Teufen, Bühler und Gais nur sehr geringfügige Unterschiede, während in den beiden nördlich des Gäbris liegenden Dörfern Trogen und Speicher leicht feststellbare Abweichungen von der Sprechart der übrigen drei mittelländischen Gemeinden vorkommen. Gais: Gamèlle, Trogen: Gaméle; Gais: En Becher hèll, Trogen: En Becher héll; Gais: E leijigs Höckli; Trogen: E leijis Höckli (g fällt weg); Gais: zmitzt inne, Trogen: zmetzt ine; Gais: äägelig, Trogen: äägeli (g fällt weg); Gais: mit, Trogen: met; Gais: Sonntig, Trogen:

Sonti. Der Mittelländer sagt: Chneu, dreu, seu, traue, baue, saue, hönne, dinne, Henne, schuulig. In der Speicherschwendi unten trifft man schon Kurzenbergisches an, z. B. Mèni, Relio, schuli und schò (schon). Die Dialekte von Teufen und Bühler (politisch und kirchlich bis 1723 vereinigt) können kaum voneinander unterschieden werden, was im ganzen Kantonsgebiet von keinen zwei andern Gemeinden gesagt werden kann.

Mundart des Mittellandes (Gais)

Vor meh as hondert Johre ischt en Maa, wo noch e paar Jöhrli wider emool os de Frönti hää of Tüüfe choo ischt, ammene Samschtigoobed bimmene Weertshuus zuegchehrt, wil er hed wele en Schoppe trinke. Noch eme Wiili chood er mit eme jüngere Maa, wo am gliichige Tisch zui hocket, is Gsprööch. Dr Oswertig hed eerber näbe gmörkt, as sin Tischnoochber kän Närr ond alemaa en Tüüfner ischt.

Nono: ää Woort geed s ander, ond bald sönd die zwee iifrig am Tischgeriere. D Ufwäärteri hed gad noodlig mit Iischenke; ää Chäntli Foorschtwii noch em andere chood of de Tisch. Zmool isch es Zit zom Häägoh. Bim Goetnachtsäge hett de Frönt allbereits e Schlägli überchoo, wil d Ufwäärteri zo sim Weertshusgsaane sääd: «Goetnacht Herr Pfarrer ond schloofid wohl.» De Frönt töd nüd wie mörke, gohd d Stege n aab ond tenkt: Ho aseweg, en Pfarrer ischt daa! Deä hed ono eerber en goete Schlock!

Em andere Moorge gohd de Frönt i d Chereche, wils eh öber de geschtrig Oobed abe wonder need, wa ächt de Pfarrer für e Bredig hei. Potztonder! Er ischt nüd lötzel erstuunt. Noch em Uuslüüte waarted de Frönt vor de Chereche of de Pfarrer, wil er ehm wil tanke för di schö Bredig. De Pfarrer chood. Beid sönd e betzeli verlege. «Ond?» frooged de Pfarrvikar Zoberbüeler. Doo sääd de Frönt: «Herr Pfarrer, i hett nüd gglobt, as immene fuule Tüüchel inne e derig luuters Wässerli rönne wöör.» (Textprobe von Heinrich Altherr. Originalbeitrag.)

d) Die *vorderländische Sprechart* weicht von den übrigen am stärksten ab. Indessen nähert sich der Kurzenberger Dialekt am meisten dem Schriftdeutschen. Auch sind im Vorderland die Unterschiede von Gemeinde zu Gemeinde am größten. Typisch für alle Vorderländer ist, daß sie das g verstoßen; sie sagen: Zitti, Mani, Relio, e prächtis Tier. Einiges dehnt der Vorderländer auffällig, z. B. Ziit, süüs, anderes hin-

gegen schärft er, wie z. B.: Wurscht, Turscht. Den Diphthong ei spricht der Kurzenberger wie: Wéier, néinéi. Der Vorderländer spricht oft a, wo der Mittel- und Hinterländer ä sagen, z. B.: ela, Ba, as, zwa, umgekehrt éi, wo die übrigen Appenzeller ä sprechen: er séid (er sääd), er léid (er lääd); i beim Vorderländer, wo im übrigen Appenzell e, z. B. gsii—gsee, bschisse—bschesse, wisse—wesse. Die Vorderländer sagen Vógt statt Vògt; umgekehrt Kantò statt Kantó, gòh, stòh, Lòh statt góh, stóh, Lóh. Oft sagt er u, wo die übrigen Appenzeller o sprechen, z. B. Gutz—Gotz, Lupf—Lopf, Gupf—Gopf. Eigentümlich sind dem Kurzenberger die Diphthonge öu und ou; höusche, röue, Frou ond Tou. Als vielleicht auffallendste Eigentümlichkeit ist zu vermerken, daß der Vorderländer k am Wortanfang nicht als ch, sondern als k ausspricht: Kriesi, Kurzeberg, Kres oder verkönde. Zur Zeit von Titus Tobler, also vor etwa 120 Jahren, sprachen sie in Walzenhausen noch Lònd (Land), en Mònn (ein Mann) und e Hònd (eine Hand).

Mundart des Vorderlandes (Walzenhausen)

Wo mier no ali segs Gschwüschterti dehaam gsi sünd, ischt d Oschtere n all e groses Fescht gsi.

Am Samstimittag scho sünd mini beid Brüeder ond ii i d Sonnhalde n ai ond i d Nasewaad gi Buggele, Hondshoode, Zitterlose ond Suküechli sueche. Bülleschelfere ond rots Kafipäcklibapir häd d Muetter scho e Zitlang zämmephalte ond o e ganzes Becki voll Eier parad ghaa. Mit Fadeschlag hammer das alls om d Eier ommiponde, jedes so schö as sis köne hed.

Am Oobet hed denn de Vatter Guschnille immene Tüllbletzli zämmeponde ond di iipackte n Eier mit dere Farb innere groosse Kupferkachle inn gsotte. Mit de Schumkelle hed er s hofeli in e Becki mit kalt Wasser ggleit ond mier hand fascht nöd möge gwaarte, bis mier gsäche hand, was alls uf dene schö violettroote n Eier abdruckt hed vo üsere «Vebänd».

Buggele	=	Wiesenerbel
Hondshoode	=	Blätter (und Früchte) der Herbstzeitlose
Zitterlose	=	Schlüsselblume
Suküechli	=	Blätter des Löwenzahns
Guschnille	=	Cochenille (Schildlaus, färbt rotviolett)
Ruute	=	Weiler Ruten

Am Oschteresoonti sömmer mit üsere n Eier i d Ruute n ui zom s in Ämässehuffe inilegge. Wenn mier s druf mit eme Steckli wider usegstoret hand, sönd s denn ganz gschpriggelet gsi, ond bim Abschlecke hands en Guu gchaa wie suure Moscht. Da machi d Eier starch, hed s ghaasse. Im Ebeli vor em Huus hammer s im Gräs ommegwuerfe. De Kuenerad, min grosse Brüeder, häd sogar eso en Eier über s gaanz Stalltach us tribe. Aber doo isch es mitsamt de n Ämässespriggel glich verspideret ond de Tütter ond s Wiiss hand mier henderem Stall henn köne zämeläse. (Textprobe von Martha Keller. Originalbeitrag.)

Zusammenfassend muß noch darauf hingewiesen werden, daß die frühere Einteilung in Kirchgemeinden (z. B. Herisau–Schwellbrunn–Waldstatt; Appenzell–Gais, oder Heiden–Wolfhalden–Lutzenberg–Walzenhausen, welch letztere ihre Kirchen im Rheintale hatten) ihren Einfluß auf die Mundarten bis auf den heutigen Tag geltend macht.

Nach Titus Tobler hat das von jeher nahe der deutschen Grenze gelegene Appenzellerland viele Ausdrücke gemeinsam mit dem heutigen süddeutschen Sprachraum, die in der übrigen Schweiz nicht vorkommen, so z. B. «föörbe» — auch noch im St. Gallischen gebräuchlich — übrigens herzuleiten vom ahd. *vurban* (engl. *to furbish*, franz. *fourbir*); «Hädampf», im Bayrischen vorkommend als *Haidampf* oder *Hairauch*; «hinecht», sonst nur noch im Schwarzwald und in Straßburg als *hincht*; «Struuchlete», nur noch im Salzburgerischen (nach Stalder); und «gnoot» haben wir nur mit den St. Gallern und Lichtensteinern gemeinsam.

9. Vom innern Reichtum unserer Mundarten

In der Appenzeller Mundart treten in einer geradezu unerschöpflichen Fülle ihrer Vergleiche und Bilder künstlerische Züge des Sprachlebens zu Tage. Auch dies kann nur andeutungsweise gezeigt werden. Im allgemeinen liebt der Dialekt das Abstrakte nicht; er hat eine besonders enge Beziehung zur Natur und zu den sinnfälligen Vorgängen des Alltags. Auch hierzulande sind die aus dem bäuerlichen Erlebniskreis herausgewachsenen Wort- und Ausdrucksbildungen die farbigsten, anschaulichsten und ausdrucksstärksten.

Es mag vielleicht etwas überheblich klingen, wenn ich hier anhand nur weniger Beispiele behaupte, Lessings Grundsätze für die dichterische Darstellung ließen sich mit der Mundart in besonders schöner Weise verwirklichen. Eine der Hauptforderungen, die Lessing an den Dichter stellt, heißt nämlich: Handlung statt Beschreibung. In unserer Mundart ist diese Forderung in unzähligen Fällen schon am einzelnen Worte erfüllt.

Wer sich durch sämtliche 900 Spalten des «Appenzellischen Sprachschatzes», den Titus Tobler auf Ostern 1837 herausgegeben hat, hindurcharbeitet, wird gerade in dieser Beziehung Ueberraschung auf Ueberraschung erleben. Man muß immer wieder staunen ob der Schöpferkraft und der Lebendigkeit unserer Mundart. Lassen Sie mich einige Beispiele hiefür anführen:

Bei uns heißt der Frosch «Hopzger» oder «Höpfzger», wörtlich also der Hüpfende; und den Zaunkönig nannte man früher «Hagschlöffli», heute da und dort noch «Hagschlüfferli». In beiden Fällen spricht der Name des Tieres nicht von seinem bloßen Sein, sondern von einem kennzeichnenden Tun. Der Name enthält gleichzeitig so etwas wie ein «schmückendes» Beiwort. Wer die Libelle erstmals «Wasserspümpfere» nannte und diese Bezeichnung gut fand, muß im Gebaren und schillernden Aussehen dieses Insekts etwas Nixenhaftes empfunden haben. Auch jenes spinnenartige Insekt, das in unserer Mundart den Namen «Zömmerrmaa» (andernorts «Weberchnecht») trägt, wurde hervorragend gut beobachtet und treffend bezeichnet. Im Volksmund heißt die Zwergbohne «Höckerlibohne», ein Wort, das unverkennbar von einem Tätigkeitswort abgeleitet wurde. Wie sinnreich der Volksgeist zu vermenschlichen versteht, mag daraus hervorgehen, daß ein üppiger, leerer Pflanzentrieb «Narr» und die im Verblühen begriffene Berganemone «Altmaa» genannt wird.

Auch bei Bezeichnungen lebloser Gegenstände gibt es viele Ableitungen von Tätigkeitswörtern sowie Veranschaulichungen von Bewegungen und Handlungen; Beispiele: «Hälsig», «Ägeschtenaug», «Hurlliboeb», «Plampi» und «Läuferli» (früheres Wort für Schiebfensterchen). Wie gemütvoll der Volksmund gelegentlich Dinge bezeichnet, vermögen sicher folgende Wörter und Ausdrücke darzutun: «Fraubaaseschwätz», «bäsele», «er hed de Baggeschaber» (alter Ausdruck für auffallendes

Abmagern), «Nuggizapfe», «Forenigeli» (Föhrenzapfen), oder wenn man von einem allzu sparsamen Menschen sagt, «er teu suuber mäije».

Welcher Reichtum an Assoziationen und welche Bildkraft in folgenden Wörtern und Ausdrücken: «Roggeschitt», «cheferig», «de Gatter chlepfе loo» (einer Sache unbekümmert den Lauf lassen), «de Chnopf uftue» (sich entwickeln), «en toochtlose Mensch», «gächschötzig» (sagte meine Mutter für jähzornig), «Drei Stond hönder Gotterbarm»; «er töd höpmele», hörte ich einmal sagen über einen, der gewisse Aspirationen hatte; «dörnäusle» (für durchnäselen, durchstöbern).

Oder wie herrlich tönt es bei den mit der Vorsilbe «ver» beginnenden Verben: verchnoorze, verchnöschte, verchroose, verfläuderle, vergagere, vergötterle, vergödle, verhäfele, verjese, verleche, vernodere, verstopfe, vernüntele, verriite (zerstören), verrompfle, verspidere, verschiegge, verschlüüfe, verschnefle, verschrenze, verstore usw.

Die sprachschöpferische Kraft im Reichtum unseres Dialekts ist wesentlich die Phantasie, angeregt durch sehr verschiedene Empfindungen, Gefühle und Absichten. Welche Freude am Mildern oder Verstärken und Uebertreiben, wenn man Wörter hört wie: Regeli, Stüüberli, Jümpferli, oder eben solche das Gegenteil beabsichtigende: «Haue wie en Peschti», «Öhrlipötscher» (in Gais: scharfer Wind von Südwesten, d. h. aus der Richtung des Öhrli kommend), etwas derber «Stieregrend» oder «Chuebaabe». Daß im Appenzellerdialekt auch der Witzbold und der mehr oder weniger feine Spötter entsprechende Wortbildungen beigesteuert haben, versteht sich von selbst: Redewendungen wie etwa «bodelos wie n en Pfaffesack», «de Hampflelüüger», «au de Sorghaa ischt scho d Stege n aab keit», oder wenn einer zu seinem Gegner sagte: «I säg nüd, du seiischt en Lüüghond, aber wenns än suegt, wöör is zeerschtepötz scho globe.»

Und welche Treffsicherheit und Anschaulichkeit der Bilder in mundartlichen Sprichwörtern, deren Kernsätze in der Mundart zumeist um einige Prisen schärfer gewürzt sind als ihre schriftdeutschen Schwestern! Hören Sie: «Deä, wo de Sack ufhebet ond deä, wo dreetöd, sönd beid gliichig Schelme»; «Nütz haa ischt e rüebigs Ding»; «De Lösler a de Wand, ghöört sini ääge Schand»; «Joppe n ond Hose verteckid menge Mose»; «De Muni ischt goet abloo, aber böс aabönde».

Allerdings sind auch in Sprichwörtern unserer Mundart nicht selten sehr feine, geradezu philosophische Dinge ausgedrückt, so zum Beispiel: «D Liebi gohd dör d Hendsche döre»; «E Moetter chaa ehner zeä Goofe n erhalte, as zeä Chend e Moetter». Oder: «Wenn meh Fraue n im Huus sönd as Öfe, so ischt kä Frede drön.» Da die Sprache wie alles Lebendige einem steten Wandel unterworfen ist, ist es völlig sinnlos, endgültig verschwundene Wörter und Ausdrücke durch künstliche Anstrengungen am Leben erhalten zu wollen. Nicht mehr geläufig sind uns vor allem Bezeichnungen für nicht mehr vorhandene Dinge wie z. B. «Floder». Was «e Trüegle» ist, werden wohl bald nur noch jene Bauern verstehen, die ihr Heu eintragen. Hingegen kann man schon bedauern, wenn derart wohlklingende und beziehungsreiche Wörter wie die folgenden verschwunden sind: «Loosbuecheri» (Wahrsagerin), «Fächter» (Eichmeister), «mannerääss» (mannstoll), «muechtlos» (kraftlos, niedergeschlagen), «dr Acht noe» (verhältnismäßig; z. B.: «En Fööpfönder ischt dr Acht noe wölfler as en Zwäpfönder», «ablétzele» (Abschiedessen einnehmen), «Bätterig» (dicker Bauch), «e Rüngli» (auch bei J. P. Hebel), «tosam» (behutsam), «gäuche» (sich gelüsten), «D Mönderhand mos si de Mehrhand onderzüche», «helääss» (nachlässig), oder Wortbildungen wie «füechtlächt», «betterlächt» (engl. like), «oolingsam» (unbeholfen), «oochommlig» (unbequem), «oochöndig» (unaussprechlich), «ommetöechsle» (umherschleichen), «schelb» (schief); ein Kirchenlied von Zwingli beginnt so:

«Herr, nun halt den Wagen selb,
schelb wird sonst all unser Fahrt.»

10. Unsere Mundarten sind gefährdet

Vielleicht geht schon aus dem bisher Gesagten hervor, daß auch unsere Appenzeller Mundart in ihrer Ursprünglichkeit sowohl aus sprachlichen und kulturellen, als auch aus allgemein menschlichen und möglicherweise sogar politischen Gründen einer vermehrten und bewußteren Pflege und Erhaltung wert ist und bedarf. Ist ein solcher «sprachlicher Heimatschutz» nötig und überhaupt möglich? Es kann nicht bestritten werden, daß heute alle Mundarten mehr oder weniger unter Niedergangserscheinungen leiden. Unschwer ist auch im Appenzellerland festzustellen,

daß gewisse Eigenarten der Dialekte, die früher von Dorf zu Dorf größere Unterschiede aufgewiesen haben, mehr und mehr abgeschliffen und ausgeglichen werden. In ihren wesentlichen Zügen und Elementen ist aus naheliegenden Gründen gerade die Appenzeller Mundart — der Ausdruck sei mir gestattet — eine Bauernsprache. Nun tauchen aber selbst in ausgesprochen bauerlichen Gegenden und Kreisen durch das Eindringen neuer Lebens- und Sachgebiete auch Wörter und Ausdrücke auf, die von der herkömmlichen Mundart und ihren Gesetzen nicht mehr aufgenommen und angeglichen werden können. («Traktor», «Heugebläse» oder «Jaucheverfluuchigsaalag» hörte ich aus dem Munde eines Bauern.) Man möchte sich manchmal jene findigen und sprachschöpferischen Köpfe in unsere Zeit herauf wünschen, die Wörter wie «Gschendhuffe», «en Blätsch» oder «Trüllnäpper» (Drillbohrer) erfunden haben. Oder man möchte Leute haben wie jenen sechsjährigen Buben, der den Plattenspieler als «Musigrädl» bezeichnete. Im wesentlichen sehe ich zweierlei Gründe, die zu einer Verwässerung und damit Verderbnis unserer Mundart führen. Ich will zuerst kurz auf einige solche mehr *äußerer Natur* hinweisen.

Seit es Bahnen, Motorfahrzeuge und das noch viel schnellere Flugzeug gibt, sind Menschen und Völker einander wenigstens räumlich bedeutend näher gekommen. Nicht nur das: sie sind auch durcheinander gerüttelt worden. So schreibt Dr. Albert Koller (10), ehemaliger Direktor des Eidg. Statistischen Amtes: «Man übersieht, daß die wirtschaftliche Entwicklung — gekennzeichnet durch die Schlagworte Industrialisierung und Mechanisierung — der Ausbau der Verkehrswege und -mittel und die sozialen Veränderungen seit der Mitte des letzten Jahrhunderts auch bei uns zu Bevölkerungsverschiebungen und -umschichtungen führten, die keineswegs so eintönig verliefen wie vielfach vermutet wird.» Im Abschnitt «Heimat der Außerrhoder Bevölkerung» finden sich folgende Angaben: «Fast ein Sechstel der außerrhoderischen Wohnbevölkerung, rund 7000 Personen, besitzt einen st. gallischen Heimatschein; gegen 2200 Einwohner sind Innerrhoder, über 1800 Thurgauer und 1700 Zürcher.» «Von den weiter entfernten Kantonen sind die Berner mit 961 Personen, die Aargauer mit 751 Personen, die Bündner mit 406 Personen und die Glarner mit 333 Personen am stärksten vertreten.» Ferner: «Von den 69 000 in der Schweiz lebenden Außerrhodern wohnen nur gut 27 000 in ihrem Heimatkanton

und gegen 42 000, also über drei Fünftel, in andern Kantonen.» Ich nehme an, daß diese wenigen Zahlen zu belegen vermögen, worum es hier geht. Bei einer dermaßen weit fortgeschrittenen Vermischung der Bevölkerung ist es weiter nicht verwunderlich, wenn es diesen vielen gleichsam Heimatvertriebenen unter solchen Umständen schwer fällt, eine reine Mundart zu sprechen. Ganz am Rande sei hier auch noch darauf hingewiesen, daß von den rund 140 Primarlehrern Außerrhodens gegenwärtig nur deren 60 einen appenzellischen Heimatschein besitzen; und wieviele von diesen 60 Lehrern einen einigermaßen saubern Appenzellerdialekt beherrschen, entzieht sich meiner Kenntnis. (Um ja nicht mißverstanden zu werden, sei nachdrücklich betont, daß wir unsere von auswärts kommenden Kollegen deshalb nicht weniger schätzen.) Ein konkretes Beispiel: Von einem im Kanton Zürich wohnhaften Knaben, dessen Vater Appenzeller und dessen Mutter Bernerin ist, hörte ich Sätze wie etwa diesen: «S Ursi chunnt albe n eerscht am halbi feufi hää.» Als noch bedeutend größer aber muß *die innere Gefahr*, nämlich die der allmählichen, unbewußten Annäherung an die Schriftsprache betrachtet werden. Im Jahre 1901 veröffentlichte der Zürcher Professor Dr. Tappolet eine Untersuchung über den Stand der Mundarten in der deutschen und welschen Schweiz. Er geht von der Ueberzeugung aus, daß die Sprachentwicklung sich jenseits des bewußten Willens eines Volkes vollziehe, und daß die Mundart im Kampfe mit der «Hochsprache» auf die Dauer stets die unterliegende sei. Nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1900 war in den Städten Zürich und Basel beinahe jeder dritte Mensch ein hochdeutschsprechender. Bei der heutigen Invasion von Gastarbeitern dürften die Verhältnisse da und dort nicht viel anders liegen. Jedenfalls prophezeite Prof. Tappolet damals, daß es Zürich voraussichtlich beschieden sein werde, bald die erste hochdeutschsprechende Stadt der Schweiz zu sein, der andere bald folgen würden. Aber nicht nur das. Selbst die ersten Bearbeiter des Schweiz. Idiotikons schrieben in ihrer Voranzeige des großangelegten Werkes im Jahre 1880: «Wer könnte die Verwesung aufhalten, und wer wollte so töricht sein, seine Kraft gegen einen gewaltigen Naturprozeß zu stemmen?» So wurde damals dem Schweizerdeutschen auf das Jahr 2000 der sichere Tod vorausgesagt. Heute, im Jahre 1963 scheint es, als ob diese Todesanzeige doch etwas zu früh datiert wurde. Schlimmer als vor etwa 50 Jahren steht es um unsere Mundart heute sicher nicht. Es hat sich im Verlaufe

zweier Weltkriege eben gezeigt, daß man mit jenen während einiger Jahre so vielgerühmten Gleichschaltungstendenzen gründlich am wahren Leben vorbeigerasselt ist. Auch hier bewahrheitete sich glücklicherweise, daß das eigentliche Leben des Menschen nicht in irgendwelchen Systemen und Doktrinen, sondern in seiner Seele gründet. In diesen hinter uns liegenden Zeitläuften lernten wir neben andern unserm Volke entstammenden und ihm deshalb gemäßen kulturellen Werten auch die Mundart wieder mehr schätzen, nicht nur aus nationalen und staatlichen, sondern ebenso sehr auch aus künstlerischen Gründen.

Trotzdem bestehen noch genügend andere Gefahren. Das soll an nur zwei Beispielen ersichtlich gemacht werden. Das eine, einen Vierzeiler, entnehme ich Georg Thürers Schrift «Wesen und Würde der Mundart» (11):

«Au s'Bäumli, das im Schatte stah,	Und gsieht sich selber scho im Liecht,
Erfreut sich an dem Klang	das es entbehrt so lang.»

Das ist weder Fisch noch Vogel; denn in unserer Mundart leitet man einen Relativ-Nebensatz nur mit «wo» und nicht mit «das» ein, wie es hier zweimal praktiziert wird. Das zweite Beispiel findet sich in Prof. August Steigers Aufsatz «Sprachlicher Heimatschutz» und stammt aus einer Bundesfeierrede auf «züridütsch» von einem Rechtsanwalt: «Der zweit Stern, der eus hüt am Firmament uflüchtet, heißt Muettersprach.» Den Gebrauch der Schriftsprache bei solch einer Gelegenheit nannte der Redner «ebeso verwerfli», wie wenn ein Kind sich seiner Eltern schäme. Weiter folgen in dieser Rede Ausdrücke wie «hochmaterielle Existänzbegriff», «d Gfähr vo schwerschte Verluschte», «di furtschritendi Entwicklung» und «dr Momänt der Selbstprüefig». Dieser Redner meinte es wohl gut, tat aber etwas Verbotenes: er hatte seine Rede schriftdeutsch abgefaßt, übersetzte sie dann aber frei in Mundart. Diese Sprachsünde begehen heute in Vereinen, Ratsälen und wo immer öffentlich gesprochen wird, tausende, nebenbei gesagt auch gebildete Leute, die doch irgendwann im Laufe ihrer langen Schulzeit etwas davon gehört haben sollten, daß solches einfach nicht angeht. Bei dieser höchst verwerflichen und üblen Gewohnheit des «Uebersetzens» entstehen dann Sätze wie z. B. folgender: «Mer sönd denn zom Schluß gelangt, Ehne z beantrage, Si möchtid sich diser Angelegeheit aneh ond de Gmändroot möchti di disbezüglich Aaregig zom Beschluß erhebe.» Eine sonderbare Sprache, nicht wahr!

11. Mundartpflege in Haus und Schule

Aber nicht nur in Vereinsversammlungen und Ratsälen finden wir diese vom Schriftdeutschen verseuchte Mundart; auch schon die Sprache des einfachsten Haushalts ist von diesem Uebel befallen. Auch hier sollen wenige Beispiele für viele sprechen. Warum essen wir lieber «Kartoffelstock» als «Erdepfelstock», verlangen wir in der Molkerei «200 Gramm Butter» und nicht «200 Gramm Schmalz», hackt die Mutter «Zwible» und nicht «Bülle», und warum reisen wir «nach» Basel und nicht «of» Basel oder gar «of Basel abi»? Warum denn lassen wir es an dem bißchen Aufmerksamkeit, Mut und Glauben gegenüber unserer Mundart so leichtsinnig fehlen? Erscheint uns vielleicht die uns angestammte Mundart als nicht vollwertig oder als sozial beschattet? Nein, so böseartig und pessimistisch will ich nicht urteilen.

Darf ich als Lehrer noch einige wenige Gedanken dazu beifügen? Wie steht es in der Schule? Im Lehrplan von Appenzell A. Rh. ist vorgeschrieben: 1. Klasse unter «Jahresaufgabe»: «Mundartliche und schriftdeutsche Kinderreime», und unter «Minimalziel»: «Am Ende der 1. Klasse soll der Schüler befähigt sein, ein eigenes Erlebnis, einen kleinen Ausschnitt aus einem Märchen oder einer Kindererzählung in Mundart zu berichten.» Unter «Minimalziel» der 2. Klasse: «... zusammenhängend über ein Erlebnis oder eine Erzählung in Mundart zu berichten.» Unter «Sprachlehre» der 4. Klasse steht noch: «Uebertragungen aus der Mundart in die Schriftsprache.» Und dann ist nirgends im ganzen Lehrplan mehr von Mundartpflege oder etwas Aehnlichem die Rede. Ich finde, das sei nicht in Ordnung. Das können wir — auch wenn der Lehrplan nichts Verpflichtendes vorschreibt — im Ernst doch nicht wollen. Ich kenne Kollegen, die sich auch an der Mittel-, Ober- und Sekundarschulstufe geradezu verpflichtet fühlen, von Zeit zu Zeit ein Unterrichtsgespräch über einen geeigneten Unterrichtsstoff (Biblische Geschichte, Schweizergeschichte, Mundartlektüre) in Mundart zu führen und dann gleichzeitig auch von den Schülern verlangen, sich in möglichst sauberer Alltagssprache zu äußern. Mir passiert es oft, daß ich mitten in einer Lektion ganz unvermerkt vom Schriftdeutschen in die Mundart hinübergleite. Diesen «Schrittwechsel» vollziehe ich meistens dann, wenn ich an einer Sache in überdurchschnittlich starkem Masse «warm

gelaufen» bin und aus dieser Stimmung heraus besonders eindrücklich und eindringlich werden möchte. Man komme mir in solchen Fällen nur nicht mit dem Vorwurf, solch ein spontan vorgenommener Sprachenwandel sei Stilbruch oder Sprachpanscherei. Kein geringerer als Gotthelf hat diesen Sprung tausendmal getan: und gerade Gotthelfs geniales Werk beweist mit aller Deutlichkeit, dass es selbst in der Dichtkunst eine noch höhere Einheit gibt als die der äusseren Sprachform. Im übrigen kann hier nicht der Ort zu weitläufigen sprachdidaktischen Erörterungen sein. So sehr ich einer intensiven, unablässigen und sorgfälligen Pflege des Schriftdeutschen in der Primarschule das Wort rede, wage ich doch die Behauptung, dass ein zweckmässiger Unterricht in Sprachlehre und Sprachkunde bei unsern Kindern ohne mundartliche Grundlagen und ohne ständige Hinweise auf die Entsprechungen oder Unterschiede zwischen Mundart und Schriftsprache gar nicht möglich ist. Was für herrliche Gelegenheiten des Vergleichens, Erfühlens und des Nachdenkens ergeben sich doch dann, wenn im Unterricht beide Sprachen - Mundart und Schriftsprache - vollwertig genommen und betrachtet werden. Georg Thürer sagt zu diesem Problem: «Das Geheimnis des Erfolges beruht in der Einsicht, dass bei einer sauberen Grenzbereinigung beide Teile gewinnen. Die Mundart soll nicht das Opfer des Sprachunterrichtes, sondern die Helferin sein und in ihrem Bereich die Herrin.»

12. Von der Würde der Mundart

Abschliessend möchte ich noch antreten gegen jene oft gehörte Behauptung, die Mundart eigne sich bloss zum Ausdruck harmloser Zustände und Gefühle oder — wie Werner Weber in der NZZ vom 8. Dezember 1962 schreibt — zu einer Art Literatur, die «es sich in der Lirumlarum-Löffelstiel-Pose bequem macht.» Ernst Schürch hat einmal gesagt, am Mundartwortschatz unserer Väter zeige sich, wie genau die Leute ins Leben hineingeschaut und vor allem hineingehorcht hätten, bevor sie den Sachen einen Namen gaben. Das stimmt. Dazu schreibt Werner Weber: «Und die bedeutende Mundartdichtung bezieht aus dieser Genauigkeit ihre Kraft. Einige wenige grosse Künstler haben bei ihrer Arbeit sozusagen Leitbilder erfunden und in Sprache festgehalten.»

Sehr gerne hätte ich Ihnen nun an appenzellischen Beispielen gezeigt, dass der Hölderlinsche Satz «Was aber bleibet, stiften die Dichter» auch im Bereich der Mundartdichtung zu Recht bestehen kann. Leider aber ist bis heute in Appenzeller Mundart nichts geschrieben worden, das sich neben die Werke eines Johann Peter Hebel, Rudolf Tavel, Simon Gfeller, Josef Reinhart, Meinrad Lienert, Traugott Meyer oder einer Sophie Haemmerli-Marti stellen liesse. Jacob Burckhardt, der sich in seinem Gedichtband «E Hämpfeli Lieder» ja selber der Mundart bediente, bezeichnete Johann Peter Hebels Gedicht «Die Vergänglichkeit» als eines der schönsten der Weltliteratur. Nicht sehr weit davon weg steht eine Dichtung, von der Otto von Greyerz sagt: «Ich gestehe, dass ich selber geglaubt habe, die religiöse Ode sei der Mundart versagt, bis ich vor einiger Zeit das Büchlein «Im Läben inn» von Traugott Meyer kennen lernte und darin ein längeres Gedicht fand, in dem die Seele eines Gottsuchers sich an den Unfassbaren wendet». Auch nur ein Ausschnitt aus dieser Dichtung vermag die Bezeichnung «geistliche Ode» vollauf zu rechtfertigen.

Du

De stellsch is i's Läbe
 Und losch is lo wachse,
 Sunnesyts dä,
 Schattehalb deine.
 Hundert Näme wei die benamse
 Und verdecke di, Liechtwäse,
 Mit Nacht und mit Gwülch . . .
 Rätsel bisch is,
 Rätsel blybsch is,
 Bis mer nümme sprüchle
 Und Formlen erzwirne;

Bis mer nümm grüble
 Und hohli Wälten ufbaue . . .
 Bis mer dostönde:
 Wie s Gras, wie d Bäum
 Und nüt meh wei
 As ufgoh, ganz ufgoh!
 Dernocho chunsch ane,
 Still, starch, und inn is yne,
 No läbsch inn is
 Und mir läben i Dir,
 Läbe Di!

(Mundart des obern Baselbietes)

Wenn ich nun doch noch einen Appenzeller zum Wort kommen lasse, so geschieht dies nicht nur deshalb, damit diese Ausführungen ja auch «auf appenzellisch» aus-

klingen; Julius Ammann hat uns in der Tat einige Gedichte geschenkt, die auch in künstlerischer Hinsicht Bestand haben werden, so etwa das folgende (13):

En Oobetliedli

Luegid d Sonn wott henne n abe, ond mi Ländli nockt scho ii; gad im Gsicht vom Sántis lüüchtet s Nasespetzli no e chli.	Tanne stönd wie Orgelpfiiffe dei im Wäldli nebedra. Ghörsch, wie s ruuschet, männscht nüd selber, s Landsgmändlied fieng wider a?
Langsam, leesli dräit si d Erde. Jedes Cherchli säät: Guet Nacht. Z overscht obe n of em Bergli ischte e Löffli zmoöl verwacht.	S ischt en Psalm voll Hämetliebi, Lebesloscht ond Herrgottsfreud; ond mi Herz stüigt wie n e Lerchli wiit — bis fascht a d Ewigkeit

Damit glaube ich angedeutet zu haben, dass die Mundart und damit auch die Sprache des Appenzellervolkes eine Kostbarkeit ist. Ist es vermessen und hoffnungslos, wenn ich aus einer gewissen Besorgnis heraus wünsche, dass wir in Haus und Schule und überall dort, wo Menschen so reden, wie «ihnen der Schnabel gewachsen ist», wieder etwas hellhöriger werden für das Feine und Schöne unserer eigentlichsten Muttersprache? Auch unsere Appenzeller Mundart verdient es, dass wir sorgfältig und liebevoll mit ihr umgehen und sie etwas bewusster pflegen.

Benützte Literatur

- 1 Hans Gonzenbach: Anmerkung zum Deutschunterricht. Separatdruck.
- 2 Hans Wanner: Woher kommt unser Deutsch? Frauenfeld 1948
- 3 Stefan Sonderegger: Ein Jahrtausend Geschichte der Sprache in der Schweiz. Vortrag, erschienen in «Sprache, Sprachgeschichte, Sprachpflege in der Deutschen Schweiz», Zürich 1964
- 4 Georg Thürer (Herausgeber): Holderbluescht. Alemannisches Mundart-Lesebuch, Aarau 1962
- 5 Jakob Vetsch: Die Laute der Appenzeller Mundarten. Frauenfeld 1910
- 6 Titus Tobler: Appenzellischer Sprachschatz. Zürich 1837

- 7 Stefan Sonderegger: Die Orts- und Flurnamen des Landes Appenzell.
Band I: Grammatische Darstellung. Frauenfeld 1958
- 8 Walter Koller: Textprobe aus «Zwää Chrüz am Weg». Mundarterzählung, unveröffentlicht.
- 9 Walter Rotach: Textprobe aus «Min Fründ, de Leberle, am Johrmart». Die Gemeinde Herisau. Herisau 1929
- 10 Albert Koller: Das Ausserrhoder Volk im Wandel der Zeiten. Trogen 1946
- 11 Georg Thürer: Wesen und Würde der Mundart. Zürich 1944
- 12 Traugott Meyer: Im Läben inn. Aarau 1935
- 13 Julius Ammann: Tar i nüd e betzeli. Herisau 1926

De goldig Schlössel

Erzählig im Gääser Dialekt von Heinrich Altherr

Ammene Samschtigoobed im Spootsommer hed d Männeriige n im Reschterant «Ilge» erni Hoptversammlig gcha. Zoberischt annere Räije vo drei oder vier zämme-gstossne Tische hed de Metzger Cheern of em Presidentestuel mit Armstöße n ond Lederpolschter of em Setz ond a de hööche Roggelehni sin Platz gchaa. Die gwöhnliche Mitglider, öppe zwä Totzed wackeri ond gsetzti Manne, sönd a de beide Langsiite vom Sitzigstisch gsesse, Pierfläsche, Wiibudelle ond Gleser vor ene zue. Bim eerschte Blick of die Versammlig hed me gseä, dass es dene Manne wohl ischt; si sönd in e zfredni ond zittewiis fascht fiirligi Stimmig wie iipackt gsee.

Wo d Verhandlige n am schönste n im Gang gsee sönd, heds nebedzue n im Reschterant zmooll Betriib ggee. Wil zwüsched beide Lokal gad e tönns Wändli mit groosse, oodörsichtige Feeschterschiibe gsee ischt, hed de President weg em Läärme n i de Weertstobe n osse möse n echli lüüter schwätze. Ond än vo de Männerriigler hed sim Tischnoochber is Ohr ie gflüschteret: «Di Halbstaarche sönd do osse mään i wider a dr Aerbet.»

Di neue Gäscht im Reschterant sönd fööf jungi Poorsche gsee. Ohni zeerscht Platz z neh, sönds graadezügs zom Fuessballchaschte n ane ggange. Aen hed en Zwänzger ineloo, of en Chnopf trockt ond d Bälleli usegnoh. En andere hed de Serviertochter zuegrüeft: «Märi, fööf Vivi-Kola, aber i groosse Piergleser inne!» Ond scho hönd vier wie Wildi di glänzige Stange hii ond her zoge n ond gstosse ond rondom trebe, dass di hölzige, root ond blau aagmoolete Fuessbällelerfigiürli wie chlinni Propeller rondom zwirblet sönd ond s wiis Zelluloidbälleli vo äm Port as ander gspickt ischt. Oeppe n emool heds natüürli e Goal ggee. De föft vo dene Poorsche ischt Spiilfüierer ond Publikum i ännere Persoo gsee. Deer hed bi sine Kollege «Schöbeli» ghässe, wil er anstatt «Ii» all «Schö»*) oder ebe «Schöbeli» gsääd hed, ond au wil Schöbeli ähnlig tönt wie Köbeli. Oeberlüüti hed de Schöbeli d Spiiler aatrebe mit: «Goal för d Schwiz! Goal! Goal!» Oder denn: «Goal för Oeschtriich! Tolli Sach! So, jetz aber hopp Schwiz, hopp Schwiz!» Zwüschedie hed er de Räije noi för jede Spiiler e Zigarette n aazöndt, jedem ääni is Muul ini gesteckt ond di

*) Schö = frz., je = ich.

letscht denn selber graucht. Noch eme Wiili hed de Schöbeli, en tunkelhöörige, hööch ufgschossne Kärli mit enge Röhrehose n os grüenem Manchesterstoff ond ere rehbruuune Lumberjacke, grüeft: «Märi, de Schö wett echli Musig gchööre, legg e Blatte n uuf, aber nüd «Im schönsten Wiesengrund», verstandez-vous?» S Mariili hed gsääd: «Töd mer lääd, Köbi, jetz taar i kä Musig mache; s Sitzigslokal ischt bis öppe n em halbi älf bsetzt.» De Köbi begert uuf: «Schöbeli ischt min Namme, Schöbeli. Ond de Schöbeli will Musig, Märi, die Sitzig do ene ischt em Schöbeli so bräät wie lang.» Aber s Mariili hed nüd noeggee, rechtsomgchehrt gmacht und wiiter Gleser gspüelt.

Wo de Schöbeli am öbermüetigschte n ond lüütischte draa gsee ischt, en Schlager z singe, mit Arme n ond Hende d Bewegige vommene Saxophonblööser noemacht ond mit äm Fuess zünftig de Takt dezue schlood, gohd zmoöl d Töör vom Sitzigslokal. Onder em Töörloch stohd i sine ganzne Grössli ond Bräätli de Metzger Cheern, em Köbi sin Vatter. E. Wiili lueget de Cheern dem Betriib zue ond sääd kä Woort. De Schöbeli weed blääch, lood sini lange n Arme lampe n ond stohd doo wie n en Oelgötz. Die vier am Spiiltisch höörid uuf fuessbällele, wil s gmörkt hönd, dass de Schöbeli zmoöl verstillnet ischt. Denn düütet de Metzger Cheern mit äm Tumme hönderschi öber sini Achsle ond sääd scharf: «Mer hönd do inne Hoptversammlig ond wönd nüd gstöört see. Entweder machid ehr mit euerem Töckelizüüg dei leesliiger, oder ehr hockid an en Tisch zui, wies de Bruuch ischt. Ond du Köbi, machscht, dass d is Bett chooscht, ond zwoor gleitig. Du wääscht, dass en Lehrboeb om die Zitt innere Weertschaft nütz meh zu sueche hed. D Grossmoetter weed mer au e Freud haa, wenn eren . . . Zimmerherr so spoot no nüd dehääm ischt.» Ond denn gohd de Cheern zwee, drei Schrett vörschi, weed gügeliroot ond brüeled sin Boeb aa: «Mach, dass d zom Tüüfel chooscht!» Mit dene Worte pätscht de Cheern d Töör zue, dass d Schiibe n am Wändli biberid.

E paar Minute spööter ischt de Schöbeli im Huus vo sinnere Grossmoetter, wo si im overschte Wönigli dehääm gsee ischt, mit de Schuene n a de Hand im Tunkle s Stegehuus uuf, a Grossmoetters Wonigstöör vorbii i siis Tachchämmerli ini gschleche. Er hed Liecht gmacht ond s Vorhängli am Guggerefeeschter zoge. Denn ischt er of s Bett anegesse. Schloofe hett er i sim Zuestand oomöglich chöne. Langszitt ischt er esoo dooghocket, d Eleböge n of d Chneu he gstötzt ond de Chopf zwüsched di



oogwöhnlig waarme n ond schwitzige Hend ie glääd — wörklig s Bild vommene n innerlig «Halbstaarche».

Schöbelis Chämmerli ischt eng, nider ond vorne, of beid Siite vom Feeschter, abgschreeget. E Bett, en ätöörige Chaschte, e Tischli ond en Stuel hönd graad eso gschmoge Platz. D Wänd sönd mit uralte Tapeete vo öppe drei verschidene Moschter verchlääbt. A de Wand öber de Chopfete vom Bett hanget e chlinni, os eme heerzförmig uusgschnettne Stock blaue Halbkartoo ufgchlääbti Foto. Wemmer ganz nööch zue ggange n ischt, hed me gseä, dass of dere Foti e Frau abpildet ischt, wo immene Gaarte n of eme Ligestuel liid, d Bää mit ticke Woleteckene iigwicklet. Die Foti ischt de ganz Zimmerschmuck gsee. Da Chämmerli hed also gär nüd uusgseä wie d Buude vommene junge Poorscht, ehner wie näbes e mönders Hotelzimmerli. Worum hed si de Schöbeli, wo jo scho meh als dreu Johr bi de Grossmoetter ii ond uus ggange n ischt, äfach nüd äärbete möge, siis Chämmerli echli häämeliger uuszstaffiere?

Di seb Frau of em blaue, heerzförmige Kartoo ischt em Schöbeli sini Moetter gsee. Jawohl: gsee. Wonner i di sechst Klass ggange n ischt, hönd ammene chaalte Wentertaag zwee schwarz aaglääti Manne de Saarg mit sinnere Moetter drön de hääm zom Huus uus trääge. Am sebe Taag ischt im Köbi inne näbis kabutt ggange n ond nie meh ganz woorde. E goets Johr spööter ischt en anderi Frau is Huus cho. I dr eerschi hed si em Köbi echli gflattiert ond em befole, er söll ere Moetter säge. Waa? Dere Moetter säge? Da hett er nüd chöne, er ischt z fescht a sinnere leptige n ond nochher toote Moetter ghanget.

Wider e Johr spööter ischt bi ene e Chindli of d Welt choo. Vo doo aa isch es zwüsched em Köbi ond sinnere Stüfmoetter no letzter woorde. Au de Vatter, wo scho früener nüd graad de fiinscht gsee ischt, hed sin gspässige n ond ooliidige Boeb lengeri mönder verstande n ond schliessli nomme schmecke möge. De Köbi hed gmörkt, dass de Vatter ond d Stüfmoetter wege n em allpott Striit überchoo hönd. A n asstige Tage n ischt de Köbi amel uuf ond dross, hed d Schuel verhocket ond ischt wie n en verjagte Hond ganz halbi Tage im Doorf oder näbe n im Böhlwald obe n ommenandgstrielet ond tick eerscht bim Zuenachte ganz verstöört häächoo. De Vatter ond d Moetter hönds mit Göeti ond Strengi probiert. Aber ales hed nütz gnötzt. De Köbi ischt gad noh meh verbocket. Öppen emool hed d Stüfmoetter zo

n em gsääd: «Wa hescht denn au, tomme Boeb? Anderi Goofe wäärid froh, wenn sis so schöne hettid wie du. Hescht all Tag recht z essid, bischt suuber ond ganz gröscht ond chaascht all Oobed in e suubers ond waarms Bett ieschläüffe. Töörftischt scho echli dankbarer see. Bischt mengmool äfach en gspässige n ond en wedrige Boeb. So sägs doch, wenn dr näbes fählt!» Aber chaa en Boeb, wie de Köbi än gse ischt, daa säge: D Liebi vo minnere Moetter fählt mer, d Liebi vo minnere Moetter . . ? Nää, da chaa n er nüüd!

Wo em Metzger Cheern sini zweit Frau wider i n Erwaartig gsee ischt, isch es nomme ggange mit em Köbi. De Vatter ond d Stüfmoetter sönd röötig woorde, si welid de Boeb de Grossmoetter gee, er chömm jetz denn jo eerber näbe n i d Lehr, ond ander Lehrboebe mösid meischstens au vo dehääm fort.

Au de seb Tag, wo de Vatter ond de Köbi siis Wäärli of eme Handwägeli is Onderdorf abi gfüert hönd, hed im Köbi inne n e Wunde gschlage. Aber de Köbi hed da ales öber si ergoh loo wie n e sanfts, willeloses Tierli. Ond so ischt er denn zo Vatters Moetter ond i siis Tachchämmerli ui choo.

Noch de Schuel hed me de Köbi as Mechaniker-Lehrboeb in e chlinneri Fabrik im Doorf tue. Dei hed er e paar öppe gliich aalti Poorsche kenne glernt, nüd luuter wiissi Schööfli, aber im Omgang mit dene n ischt er mit de Ziit wenigstens echli of anderi Gedanke choo. D Hoptsach ischt em gsee, dass er a de n Öbede nüd all hed möse n elää i sim Chämmerli obe hocke. Vil anders wäär em ohni sini Kame-raade nämli nüd plebe, wil d Grossmoetter mit erne föfesibezge z Obed all früe n ondere n ischt.

De Schöbeli hocket all no of em Bettrand. All wider gchört er em Vatter sini letschte Woort. Noch eme Wiili stohd er vom Bett uuf ond lueget no echli zom Feeschter uus. Zmool spüert er onder em Hemp of de Huut vo de Broscht näbes Chüels. Er griift zwüsched Hals ond Hemperchrage n ond zücht ammene schmotzgroote Bön-deli e chliises, goldgeels Schlösseli vöre. Wereddem er zom Feeschter uus i di tunkel Nacht usi lueget, striicht er mit Tumme n ond Zäägfinger öber d Gräbli ond d Zäckli vo dem Schlösseli. Doo chood em zmool e n Erinnerig a sini Moetter.

S ischt chorz vor de Wienacht gsee — di letscht, wo d Moetter, doo scho schwäär chrank, ond er zämme n erlebt hönd. S erscht Mool hed er ere doo tööre hölfe, de Chrischtbomm richte. Wo ali Chugle, Chralle, glesige n Iiszäpfe n ond Cherze n am

Bomm gsee sönd, hönds mitenand no uusgcheerneti Nossschalehälfte, mit goldige Schnüerli zom Ufhenke dezwüsched, zämme gliimet ond denn mit Goldbronce aamoolet. Wonner am schönschte n a dr Äärbet gsee ischt, ischt zmoool s Schlösseli – s gliich Schlösseli, wonner jetz i de Hand hed – os em Hemperuusschnitt usegrotschet. Da Schlösseli, wo zom Yale-Schloss a de Hustöör passt, hed em d Moetter chorz vorher ammene schöne roote Böndeli om de Hals ghenkt, dass er noch de Schuel amel hed chöne selber d Töör uftue, ond dass d Moetter mit erne offne Bääne nüd hed möse d Stege n aab gi ehn ineloo. De Köbi hed si no ganz goet möge bsinne, wie n er doozmoool stolz gsee ischt, dass er än vo de drei Husschlüssel hed tööre mit i d Schuel neh. Vilecht isch es aber dr Uusdrock vo näbes vil Tüüferem as Stolz gsee, dass er doo zmoool of d Idee choo ischt, er chönnt siis ääge Schlösseli enaard au mit goldige Faarb aamoole. Tenke n ond tue ischt fascht äas gsee. Ond wonner mit sinnere Mooleräärbet fertig gsee ischt, hed er s frisch gmoolet ond matt-goldig glänzig Schlösseli am rote Böndel vor d Moetter ane ghebet ond gsäat: «Lueg, Moetter, jetz ha n i en goldige Schlüssel!» D Moetter hed zeerscht wele chiibe. Wo si aber gseä hed, wie em Boeb sini Auge glänzid ond siis ganz Gsicht ää Strahle n ischt, hed si nütz anders tue chöne, as erem Köbi en Chuss gee ond ehn e Wiili fescht a si ane trocke. Tunkel hed si debii gspüert, dass de Boeb mit sim Schlösseli nüd gad d Hustöör, nää, au no de Zoegang zo erem Heerz uftue chaa. Ond wiiter hed si gsinnet: Wenns ase wäär, denn chönnt em Köbi sin Schlüssel nüd goldig gnueg see. Dromm hed si de Boeb mache loo ond sogäär no sini Freud mit em täält. Wered de Schöbeli an sebe herrlige n Obed tenkt, rönnid em di helle Trääne d Bagge n aab. Er gohd vom Feeschter weg. S Hääweh zo sinnere Moetter wörft en i sinnere ganze Längi of s Bett ane. Langiszitt bliibt dr aarm Kärli dei ligge. Er sinnet ond sinnet, wie scho hondertmoool, sed me n ehn dehääm usekeit hed. Er überlääd au, wie n er wider emool mit sim Schlüssel, wonner doozmoool verstoligs mitlaufe loo hed, dehääm iibreche chönnt, zom di seb herrlig vergrösseret ond schö iigrahmet Foti vo sinnere Moetter aazluege, wo i de schöne Stobe öber em Buffet a de Wand hanget. Öb si ächt überhopt no dei ischt?

Wie n en herte, schwääre Hammerschlaag fallid of ämoool die Woort, wo de Vatter vorig i dr «Ilge» zletscht no zo n em gsääd hed, i siis Noestudiere n ine: «Mach, dass d zom Tüüfel chooscht!» Im gliiche n Augeblik gfrüürt i Schöbelis Seel inne n ales,

wo graad vorig no zart ond lind wie süesse Hung gsee ischt, zonnere stääherte Masse. Er stohd uuf, lääd d Schue n aa, packt s Sonntigshääs ond Wösch is chlinner Göfferli ie ond need zor Tischzüche n uus e geels Guweerli mit em letschte Zahl-tägli. Er stohd scho bi de Töör. Jetz chehrt er no emool om, risst s Bildli vo de Moetter vom blaue, heerzförmige Kartoo weg, lääds i d Brieftäsche n ie ond gohd leesli d Stege n aab. Donne n im Schöppli böndt er mit eme Rieme s Göfferli of de Packträäger vom Velo ond fahrt aab wie än, wo gstole hed. Wonner e Stock ossert em Dorf ischt, gchöört ers vom Cheerchetorm graad zwölfi schloo. Schöbelis Heerz chlocket überlüüti. Er trampet droflos ond tenkt: Jetz fangt graad ein neue Taag aa. Om die Zitt bi n i no nie i mim Lebe n onderwegs gsee.

I d Fremdelegioo hed er wele, de Schöbeli! Deä Plaa hed er scho lang uustenkt. Am Mäntigoobed ischt er toodmüed ond nüd graad mit em beschte Gwösse im Jura obe, ganz i de Nööchi vo de Schwizergrenze, aachoo. Fascht of de Hööchi vonnere Passstrooss hed en de Hunger in e n äsam glegni Weertschaft ini trebe. Noch em Esse hed er d Weerti, e jüngerer ond früntligi Frau, gfrooget, öb er doo öbernachte chönnt, er sei müed ond well eerscht moorn wiiterfahre. D Weerti hed si e Wiili bsunne ond denn i prochnem Tütsch gsääd, si heiid zwoor kä Zimmer för Frönti, aber werens em nütz uusmachi, chönn er innere lääre Chnechtehammer schloofe.

I dem Augeblick, wo d Weerti de Schöbeli hed wele n öberue füere, gchöört me vo verosse e luuts Schnattere vo Holz, chorz dröberabe n en tumpfe Schlaag ond denn e paar luuti, ufgregti Mannestimme. En grosse Maa, wo e blai Fuermaabluuse n ond hööchi Gummistefel aahed, störm i d Weertsstobe n ie ond sääd ufgregt: «Frau, hol wädli e paar Strick! S Ross ischt in Bschtötichaschte n abikeit!» Ond scho ischt er wider dosse gsee. D Weerti springt dör d Chochi i d Schüür ond de Schöbeli dör de Gang vor s Huus usi. De Puur ond zwee Chnecht wörfid di verbochne, goet armticke Rondhölzer of d Siite und nemmid au di ganz plebne Stange weg, wo nööch nebetenand liggid ond de Bschtötichaschte teckid. Im öppe n anderthalb Meter tüüfe, zom Glöck graad lääre Chaschte n onne stohd en schwääre Choli. D Weerti chood mit de Stricke z springid. Wie de Choli oss em Loch onne n ue neh? Of all Wiis ond Arte hönd sis probiert. S ischt nüd ggange. Au de Schöbeli hed wacker Hand aaglääd. Wo ali scho ganz os em Hüüsli sönd, sied er of ämool a de Stallwand onder em Vortach e hööchi Biig ticki, öppe meterlangi Stuudepuschle.

«Wessed ehr waa? Mer leggid vo de sebe Pöscheli ääs phaab nebed s ander, bis de Chaschtebode ganz teckt ischt ond s Ross of de Pöscheli stohd, ond denn e zweiti ond e dretti Laag ond so wiiter, bis s Ross ase hööch stohd, dass es selber use cha.» De Puur stuunet, studiert e Wiili, lachet zmoor hell uuf ond chloocket em Schöbeli of d Achsle: «Da wäär meer jetz bim Tonder au nüd in Sii choo. Sowisoo, da machid mer, esoo mos es goh.» Gleitig jockt de Puur is Loch abi. Ali andere samt em Schöbeli träägid Puschle here n ond büütids em Meischter in Chaschte n abi. S ischt ggange, wies de Schöbeli voruusgsääd hed. Wo vier Laage Pöscheli ofenand glege sönd, need de Choli zmoor en Jock, ond dosse n ischt er.

E halb Stond spööter sönd ali, au de Schöbeli, am lange, schwääre n ond schneewiis gfegete Chochitisch gsesse, hönd Speck ond Puurebroot ggesse n ond Moscht dezue trunke. De Meischter hed uusnahm de Goete gchaa ond ämool öber s ander de Schöbeli grüemt. Zmoor lääd d Weerti s Messer aab, lueget schaarf of Schöbelis Broscht ond sääd i erem loschtige Tütsch: «Was aben Sie — oder darf ich Du sagen? — was ast du dort für ein Schlüssel um der Als gehängt?»

De Schöbeli lueged wädli a si abe ond weerd gügeliroot. Er sied, dass em s Schlöseli bim Pöschelibiige n usegroschet ischt ond jetz vor allne n Auge öber de Kittel abelampet. De Schöbeli wöörgets im Hals. Wider stönd em d Trääne z vorderscht. Er stohd uuf, gohd zor Chochi uus ond d Stege n uuf i sini Chammere. E Wiili spööter chond d Weerti leesli zor Chammertöör ii ond sied de Poorscht am Chaschte lääne. Er bleegget wie n e chliis Gööfli. D Weerti, die schlicht ond goet Frau, füert de Schöbeli zom Bett ane, setzt aab ond rotschet denn e Bröckli wiit gege d Fuessete ane zom em Platz mache. Denn sääd si: «Viens, setze dich und erzähle von deine Sorgen.» De Schöbeli schöttlets all no. D Weerti waartet rüebig ond lääd wie e Moetter än Arm öber sini Schultere. «Alors, erzähle mir, bitte», sääd si no emool. Wo de Puur öppe n e halb Stond spööter au no choo ischt gi luege, wa do obe enaard los sei, hed d Frau s Wichtigscht os Köbis Lebe gwesst. Of Französisch hed si zom Puur gsääd, wenn er nütz degege hei, well de Köbi e Zittlang doo bliibe, er mös en Chommer verweerche. De Puur hed gad gnickt ond ischt still usi ggange. D Weerti hed em Köbi e paarmool öber d Hoor ie gstrichelet ond gsääd: «Geh jetzt schlafen, Köbi. Morgen wirst mit meine Mann in den Wald inauf fahren für Olz olen. Und — denke an der goldig Schlüsselii, et après ça ira mieux. Für die Fremdenlegion

du bist mir ssu gut und viel ssu anständig. Ich abe Vertrauen ssu dir. Schlafe gut, mon chère Jacques.»

Wo de Schöbeli am andere n Oobed noch eme strenge Taag i sini Chammer ini choo ischt, hed er geseä, dass of em Nachttischli e höbsches Stehrähmli mit de Foti vo sinnere Moetter gstande n ischt. Denn ischt er is Bett ie geschloffe, hed no e Wiili dröber noi tenkt, wie d Weerti ächt daa mit de Foti aagattiget hed, ond ischt denn eerber näbe rüebig iigschloofe.

Schriften von Heinrich Altherr

Ferdi. Eine Geschichte für die Jugend. Sauerländer, Aarau 1944

Öser Gattig Lüüt. Zeä Gschichte im Appezeller Dialekt, Niggli, Teufen 1954

Ösere Broggebauer Gruebemaa. E Spiil im Appezeller Dialekt, nach Motiven der Erzählung «Die Rosenkanzel» von Georg Thürer. Kunz, Teufen 1954

Das Jugendbuch als Beitrag zur Erziehung in der heutigen Zeit. In «Kind und Buch», Schriften des Schweiz. Lehrervereins, Nr. 36, Zürich 1962

Appenzell das Land. Ein Spiel in vier Teilen, gemeinsam mit Hans Meier. Schläpfer & Co., Herisau 1963

De grüe Fingerring. Mundarterzählung. In der Anthologie «Bestand und Versuch». Artemis, Zürich 1964

Als Mitarbeiter in:

Land am Säntis, von Albert Jetter und Eugen Nef. Paul Haupt, Bern 1957

Lesebuch für die fünfte Klasse der Primarschulen von Appenzell A. Rh., herausgegeben von der Landesschulkommission Appenzell A. Rh. 1960

Mundartproben in:

Der goldene Griffel. Band III, Dichtungen st. gallischer und appenzellischer Autoren. Tschudy, St. Gallen 1957

Holderbluescht, Alemannisches Mundart-Lesebuch, herausgegeben von Georg Thürer. Langewiesche-Brandt, München und Sauerländer, Aarau 1962

Inhaltsverzeichnis

Die Sprache des Appenzellervolkes	Seite
1. Einleitung	3
2. Zur Frage nach der Herkunft der deutschen Sprache	5
3. Streiflichter zur Geschichte der Sprache in der Schweiz	8
4. Gliederung der schweizerischen Mundarten	10
5. Die qualitativen, quantitativen und dynamisch-akzentischen Eigentümlichkeiten unserer Mundart	12
6. Die Appenzeller «singen» beim Sprechen	14
7. Einige Lautgesetze des Appenzellerdialektes	16
8. Die Mundarten Innerrhodens, des Hinter-, Mittel- und Vorderlandes	18
9. Vom innern Reichtum unserer Mundarten	23
10. Unsere Mundarten sind gefährdet	26
11. Mundartpflege in Haus und Schule	30
12. Von der Würde der Mundart	31
De goldig Schlössel (Erzählig)	35

In der Schriftenreihe «Das Land Appenzell» sind erschienen:

	Heft
Heinrich Altherr:	Die Sprache des Appenzeller Volkes
	Erzählig: De goldig Schlössel
Hans Heierli/Theo Kempf:	Bau und Entstehung des Alpsteins
Walter Schläpfer:	Die Landsgemeinde
	von Appenzell-Ausserrhoden
Rudolf Widmer:	Die Pflanzenwelt des Appenzellerlandes
Hans Schläpfer/Walter Koller:	Appenzeller Volksmusik
Stefan Sonderegger:	Der Alpstein im Lichte der Bergnamengebung
	6/7

Der Verlag Appenzeller Hefte, anlässlich der 450-Jahrfeier des Kantone Appenzell 1963 gegründet, verfolgt mit der Herausgabe der Schriftenreihe «Das Land Appenzell» einen ideellen Zweck. Er will damit zur Kenntnis von Land und Volk am Säntis beitragen.

Unsere Bestrebungen werden unterstützt u. a. durch die Regierung des Kantons Appenzell A. Rh., durch die Standeskommission von Appenzell I. Rh., durch den Appenzellischen Heimatschutz, durch die staatsbürgerliche Arbeitsgruppe der Appenzellischen Gemeinnützigen Gesellschaft und durch die Appenzellische Naturwissenschaftliche Gesellschaft.

